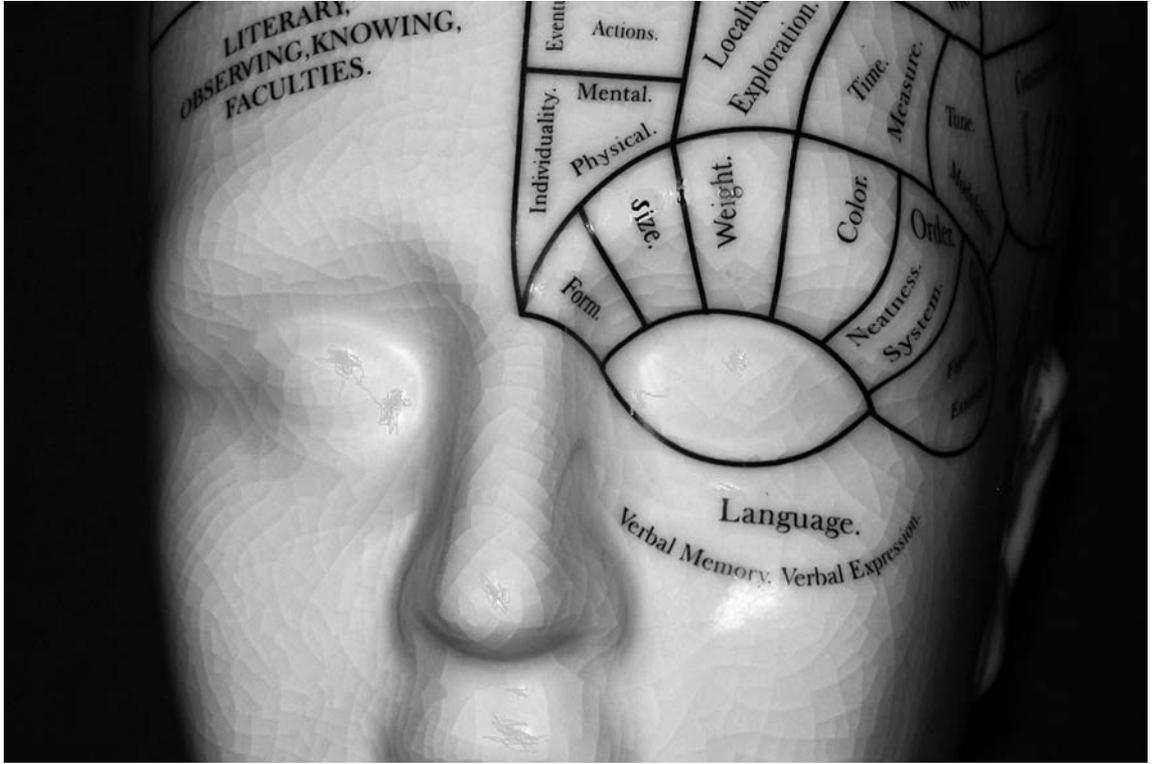


DICHTUNGSRING 42

Zeitschrift für Literatur 2013

Traumzeichen



LITERARY,
OBSERVING, KNOWING,
FACULTIES.

Event	Actions.	Location	Time.
Individuality.	Mental.	Exploration.	Measure.
Physical.	Size.	Weight.	Color.
Form.	Order.	Neatness.	System.

Language.
Verbal Memory. Verbal Expression.

Impressum

Dichtungsring Nr. 42, 2013

Herausgeber dieser Nummer

Layout, Satz

Druck

Redaktion und Autorengruppe

Bernd Beißel, Ulrich Bergmann, Werner Brand, Gabriele Frings, Ines Hagemeyer, Alfons Knauth, Christian Knieps, Ingo Kottmayr, Thomas Krämer, Rita Kupfer, Monika Lamers, Barbara-Marie Mundt, Francisca Ricinski-Marienfeld, Theodor Payk, Horst Saul, Susanne Schmincke, Renate Voswinkel, Gerd Willée, eje winter, Gisela Zimmer

© Copyright bei den Autoren

Im Internet unter

<http://www.dichtungsring-ev.de>

Die Texte des Heftes werden (außer bei Einspruch durch Autoren) auf der Dichtungsring-Homepage veröffentlicht

Thema der nächsten Ausgabe

Begegnungen

Redaktionsadresse

Dichtungsring e.V., c/o Ulrich Bergmann
Rudolf-Stöcker-Weg 26, 53115 Bonn
E-mail: redaktion@dichtungsring-ev.de

Unveröffentlichte Manuskripte, möglichst digital, erbeten an die Redaktionsadresse. Bitte haben Sie Verständnis, dafür, dass wir kein Honorar zahlen können. Beachten Sie bitte die Hinweise für Autoren im Internet.

Preis dieser Ausgabe

9,00 Euro plus Versand

Bankverbindung

Sparkasse Köln Bonn
BLZ 370 501 98
Konto 145 014 437

ISSN 0724-6412

Editorial

C. G. Jung schrieb über die Bedeutung und Struktur des Traums: „... das Un-einssein mit sich selbst ist überhaupt ein Kennzeichen des Kulturmenschen. ... Vom Traume läßt sich sagen, daß der Stein, den die Bauleute verworfen haben, zum Eckstein geworden ist. ... Früher war er geschätzt als ein Schicksalskünder, als Warner und Tröster, als ein Bote der Götter. Jetzt benutzen wir ihn als einen Künder des Unbewußten; er muß uns die Geheimnisse ver-raten, welche dem Bewußtsein verborgen sind, und er tut es auch mit erstaun-licher Vollständigkeit.“¹

Die Träume ähneln in ihrer Struktur, in ihrem Verlauf dem aristotelischen Drama, meinte Jung. Exposition, Verwicklung, Peripetie. „Hier geschieht et-was Entscheidendes, oder es schlägt etwas um, zum Beispiel: ‚Plötzlich bin ich im Wagen und anscheinend selber dieser betrunkene Chauffeur. Ich bin aller-dings nicht betrunken, sondern seltsam unsicher und wie steuerlos. Ich kann den rasch fahrenden Wagen nicht mehr halten und stoße mit Krach in eine Mauer.‘ Die ... letzte Phase ist die Lysis, die Lösung oder das durch die Traumarbeit erzeugte Resultat, zum Beispiel: ‚Ich sehe, daß der Vorderteil des Wagens zerschmettert ist. Es ist ein fremder Wagen, den ich nicht kenne. Ich selber bin unverletzt. Ich denke mit einiger Bangigkeit über meine Verant-wortlichkeit nach.“²

Für den Schriftsteller gibt es viele andere Wege. Er kann erfahrene Wirklich-keit verdichten in der Form eines Traums, den er erzählt oder lyrisch formu-liert, als habe er geträumt – vielleicht ist ja Schreiben so etwas wie Träumen, bei dem man gleichzeitig denkt und sich zusieht, wie man träumt oder das Geträumte erzählt, andeutet, ausdeutet, Träume montiert wie Metaphern ...

„Der Traum ist die einzige noch existierende archaische Universalsprache der Menschheit“, so Erich Fromm.³ Die Gedichte, Erzählungen und Prosatexte dieses Heftes erreichen oder verwandeln diese Universalsprache spielerisch: so können sich die Leser selbst begegnen, Tag- und Nacht-Welt erfahren – in den er-lesenen Traumzeichen.

¹ Über die Psychologie des Unbewußten [1951]

² Vom Wesen der Träume [1945]

³ Märchen, Mythen, Träume. Eine vergessene Sprache [1951]

Inhalt

Titelbild: Ulrich Blendinger, Traum, Buntstiftzeichnung (bearbeitet)

eje winter, phrenologischer Kopf, Fotografie

Impressum

Editorial

Poesie

<i>Barbara-Marie Mundt</i>	<i>Treppenhaus, Fotografie</i>	10
Michael J. Bauer	Skizze eines Traums	11
Holger Benkel	lebensräume	12
	feuer	13
	Guter Rat	14
<i>Ulrich Blendinger</i>	<i>Der Schrei, Buntstiftzeichnung</i>	15
Arthur Breinlinger	3/13	16
Pedro Calderón de la Barca	La vida es sueño. Escena XIX	18
Safiye Can	Wohin mit dem Igel	20
Gabriele Frings	nachtlos	21
	sei auf der hut	22
	sommerperspektive	23
Siegfried Fritzsche	wolkenstecher	24
<i>Harald Mettelsiefen</i>	<i>Der Traum, Siebdruck</i>	25
Marjana Gaponenko	Dämmernd / Die Nacht	26
Rainer Maria Gassen	Sieben Träume	27
<i>Bernhard Hagemeyer</i>	<i>Corrientes 348 II, Foto-Grafik</i>	32
	<i>Flughunde II, Foto-Grafik</i>	33
	<i>Morgengrauen, Foto-Grafik</i>	34
Ines Hagemeyer	Zweite Welt	35
Herwig Haupt	träumerin	36
	Woyzeck dein Blick	37
<i>György Ásvány</i>	<i>Morpheus, Siebdruck</i>	38

Franz Hofner	Ruach	39
	Wartezimmer	41
Jewgenij Jewtuschenko	Wer bist du Grand Canyon	42
<i>Nicolas Nowack</i>	<i>Kapitell, Fotografie</i>	48
Christian Knieps	Ertrinkendes Europa	49
Jürgen Kross	traumgebild	52
Monika Lamers	Traumzeichen der Verlassenen / Traum	56
<i>Monika Lösing</i>	<i>Hand, Collage</i>	57
Eva Mayer-Flügge	Abends	58
Barbara-Marie Mundt	heimkehr	59
Siegfried Mundt	Margarethe	61
Theodor Payk	alb / träumerisch	63
	flash back	64
	nacht leben	65
Antonio Porta	da Melusina	66
	aus Melusine, Übersetzung	67
	von eje winter und Gerd Willée	
Nicola Quaß	zwischen den stäben	70
Francisca Ricinski	Als sei alles ein Spiel	71
<i>Francisca Ricinski /</i>	<i>Nocturne, Fotocollage</i>	74
<i>Fulvia-Isolda Dietz</i>	<i>Traumsperrre, Fotocollage</i>	75
<i>Francisca Ricinski</i>	<i>Vorboten, Fotocollage</i>	76
Steffen Roye	In der Schwebe	77
Horst Saul	Traumgespräch der drei Könige	80
	<i>Schlafende Könige, Fotografie</i>	82
André Schinkel	Vor dem Mond	84
Helmut Schmelmer	morgenstund	86
	Nachtwandler	87
<i>Chris Müller von Baczko</i>	<i>Timp I, Fotografie</i>	88
Helmut Schmelmer	Rohrpost	89
<i>Susanne Schmincke</i>	<i>Puppenträume, Fotocollage</i>	92
Susanne Schmincke	Schriftzeichen	93
Christina Schoch	Trockenschwimmen	95

Thomas Seeger	Liquide Bilder	98
Milo Staben	Blätterwanderung	102
Tobias Stenzel	Das versteinerte Kopfkissen	105
Ludwig Verbeek	Zwei Alpträume, Paradise regained	106
	Ahrimans Traum	107
Werner Weimar-Mazur	lavendelatem	108
	die mondschale gefüllt	109
<i>Chris Müller von Baczko</i>	<i>Timp II, Fotografie</i>	<i>110</i>
Werner Weimar-Mazur	lethe mnemosyne	111

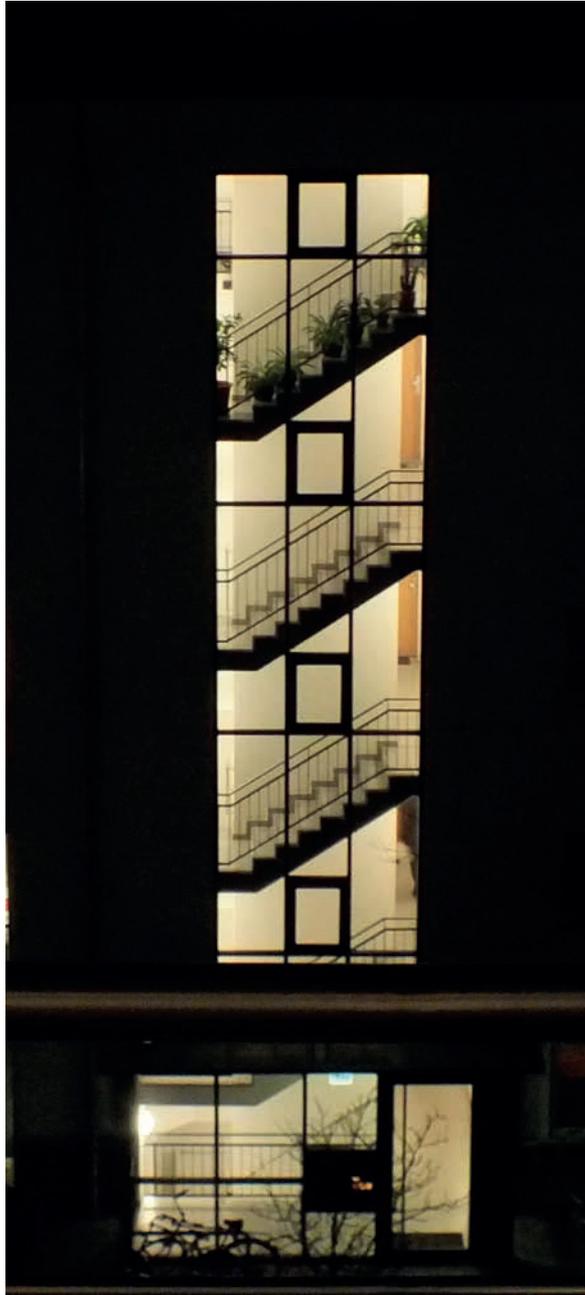
Standpunkte

Poetry-Polis. Ein Gespräch mit Hıdır Çelik. Von Ulrich Bergmann		113
janus zwischen den himmeln. Ulrich Bergmanns Roman „Doppelhimmel“.		118
Rezension von Holger Benkel		
Die Zauberin hat ausgeträumt. Zum Tode der Dichterin Sarah Kirsch.		122
Von Monika Lamers		
Adonis. Der syrische Dichter und Intellektuelle zu Gast in Bonn.		126
Von Gabriele Frings		
<i>Barbara-Marie Mundt</i>	<i>Treppenhaus II, Fotocollage</i>	<i>129</i>

Autoren

Rückumschlag: *Siegfried Mundt, Olhão, Linoldruck*

Poesie



Michael Johann Bauer

Skizze eines Traums

Leere ... Oder doch? Die dunkle Ahnung eines Raumes, den. Die sie erahnt. Und. Etwas spricht. – *Sie? – Zu ihr? – Resonanz?* – Sie wagt den Versuch: es gelingt/ misslingt. Ihre Wahrnehmung verzerrt sich; merklich. Der Möglichkeit wegen? Ergo antizipiert sie sie. Sie atmet. Und. Sie atmet. Und. Sie atmet. Und. Sie ahmt: nach, Konturen. Samt deren Mangel an Expression. Anstelle ihrer tritt. Der Augenblick, in dem sie zur Geste. Und sie metaphoriert. Ihrer Art entsprechend. Einer subtilen Fragmentierung derselben. Die sie umzukehren sucht. Dergestalt die Intention. Primär, selbstverständlich, ihrem Kontext verbunden. Was, wiederum, einer Replik gleicht. Einer des Ansatzes. Zur Unersättlichkeit.

Feuer

die fackel gesenkt der salamander gehäutet
die gewürznelke zerbrochen das farnkraut vertrocknet
das blatt organ einst zu papier verflacht steh ich
scherben auf den augen efeu im mund gescheitert
über der glut zersplittert mir die glashaut
lodern die haare weiter zerkocht mein fleisch
überwinde ich meine natur unter schwarzer stirn
brennt gelb der dornbusch der gedanken hebe ich mich auf
im eignen material und wandere durch meine knochen
folg ich der fährte zum leben schlagen flammen
aus der erde schwellen häute quirlt die brust das kind
wachse ich soweit mein rauch mich trägt
streu ich immer wieder asche in das nest meines schädels
entzünden funken das streichholz den kopf
durchbohrt das auge die klippe den körper
werf ich ab die landschaft unter mir flieht die sonne
aus ihrer höhle übers geröll hinweg
steig ich schuppenhaut dem licht entgegen

Holger Benkel

Guter Rat

ich suche eine beratungsstelle auf, weil ich nicht länger als mensch leben möchte. ich eröffne dem anwesenden psychologen meinen wunsch, und daß ich mich erkundigen wolle, in welches tier ich am besten verwandelt werden könnte. der mann schaut mich sichtbar verwundert an, bleibt dennoch völlig ruhig und versichert mir nach kurzem überlegen, er kenne keinen derartigen fall. jeder fall wäre irgendwann der erste, entgegne ich. gewiß, meint er, so etwas allerdings halte er denn doch für ausgeschlossen. ich ermahne ihn, er solle wenigstens seine fachlektüre konsultieren. darin würde er kaum entsprechendes finden, erwidert er. das sei ein armutszeugnis, versetze ich. und er antwortet, jetzt abweisend, dann täte es ihm leid. daraufhin drehe ich mich um und will mit den worten, hier werde einem eben nirgendwo geholfen, die praxis verlassen. kurz bevor ich die tür erreicht habe, ruft er mich zurück und erklärt, er wisse zwar nicht, ob mir dies helfe, aber vielleicht solle ich einfach mal meinen totenschädel lüften, ihn mit erde füllen und blumen oder andere pflanzen daraus wachsen lassen. das wär zumindest vegetativ und ebenfalls eine transformation. meinen totenschädel? frage ich mißtrauisch, wie wenn ich nicht recht verstanden hätte. ja sicher, ermutigt er mich. da begreife ich schlagartig alles und sage: genau. das ist die lösung. ich danke ihnen.

Lebensräume

solang der winter dauert lebe ich nach innen
birgt mich der raum ein ausgehöhlter stumpf
denk ich wie pflanzen wachsen nach der kälte
leuchten blüten ultraviolett tastet sie ab das freie tier
spielt es im kraut mit mir gekerbt der körper
bebend der stachel geflügelt die haut frag ich
unterm steinglasbau der schwellung der landschaft
mußte man insekten züchten daß kultur entsteht
bis der schwarm zurückschlägt stachelweis
sich selber mordend brauche ich nur wenig honig
der die schläfen färbt lieg ich im bienenkorb
begraben wird mein leib ein wachsbildrätsel ewig



Arthur Breinlinger

3/13

Im Spiegel
sehe ich
das Gesicht
eines alten Mannes
Er öffnet den Mund
als wolle er
sprechen
das Unsagbare sagen
Er schaut
mit kleinen Augen wie
von einem Blitz berührt wie
von einem
fernen Grollen erschreckt
Ein milchiges Licht
scheint auf
Respekt Respekt
sage ich tonlos
als ich
Äste wachsen sehe
aus seinen Ohren

Wortlos verneige
ich mich
vor dem Amselpaar
Das schafft schon
Zweige herbei
für ein Nest

- - -

als sei ein
Gehirnschlag
nicht mehr fern
als habe eben
ein leichtes Beben
der Synapsen
den großen Blitz
erahnen lassen
Als sei es
schon wieder Abend
als habe
die schwere Erde
der Nacht
die zarte Blume
des Morgens
erdrückt
Meine Frau
schließt die Augen
das Licht
ermüdet sie
Sie denkt
sie erinnert sich
sie ahnt viel
Ich öffne
die Lippen

suche nach Worten
und finde
einen ganzen Tag
So viele Tränen

- - -

Ach
Wo denn
bist du
Ich nicht
sagt meine Frau
ich drücke sie
an mich
berühre ihre Brüste
Das machst du
gut
sagt sie traurig
ich lache schüchtern
So wird es Tag

- - -

Wir sind
das kleine
schwarze Paar
das Amselpaar
Geschäftig schaffen
wir Zweige herbei
für ein Nest
Schon
fällt Schnee
wieder

Das weiß
ich nicht
sagt meine Frau
Woher?

Pedro Calderón de la Barca
(1609-1681)

La vida es sueño. Escena XIX

Príncipe Sigismundo (En la torre)

Es verdad; pues reprimamos
Esta fiera condición,
Esta furia, esta ambición,
Por si alguna vez soñamos;
Y sí haremos, pues estamos
En mundo tan singular,
Que el vivir sólo es soñar;
Y la experiencia me enseña
Que el hombre que vive, sueña
Lo que es, hasta despertar.
Sueña el rey que es rey, y vive
Con este engaño mandando,
Disponiendo y gobernando;
Y este aplauso, que recibe
Prestado, en el viento escribe;
Y en cenizas le convierte
La muerte (¡desdicha fuerte!)
¿Que hay quien intente reinar,
Viendo que que ha de despertar
En el sueño de la muerte?

Sueña el rico en su riqueza,
Qué más cuidados le ofrece;
Sueña el pobre que padece
Su miseria y su pobreza;
Sueña el que a medrar empieza,

Pedro Calderón de la Barca
(1609-1681)

Das Leben ein Traum. Szene XIX

Prinz Sigismundo (Im Turm)

Ja, das stimmt. Zügeln wir
diese wilde Natur,
diese Wut, diese Gier,
falls wir einmal träumen.
Doch, das wollen wir tun
in dieser sonderbaren Welt,
denn das Leben ist nur Träumen.
Und die Erfahrung lehrt mich,
dass ein Mensch, der lebt, träumt
was er ist, bis er erwacht.
Der König träumt er sei König,
und er lebt mit diesem Trug;
er befiehlt, verfügt, regiert.
Den Applaus, der nur geliehen,
schreibt er in den Wind.
Und zu Asche wird er durch
den Tod. (Was für ein Schicksal!)
Wer versucht dann noch zu herrschen,
wenn er sich im Todestraum
erwachen sieht?

Von seinem Reichtum
träumt der Reiche,
glaubt sich dadurch besser versorgt.
Der Arme von Elend und Armut.
Es träumt, wer vorwärts kommt,

Sueña el que afana y pretende,
Sueña el que agravia y ofende,
Y en el mundo, en conclusión,
Todos sueñan lo que son,
Aunque ninguno lo entiende.
Yo sueño que estoy aquí
Destas prisiones cargado,
Y soñé que en otro estado
Más lisonjero me ví.
¿Qué es la vida? Un frenesí;
¿Qué es la vida? Una ilusión,
Una sombra, una ficción,
Y el mayor bien es pequeño;
Que toda la vida es sueño,
Y los sueños, sueños son.

Es träumt, wer ehrgeizig prahlt.
Es träumt, wer beleidigt und kränkt.
Kurzum:
In dieser Welt träumt jeder,
was er ist,
wenn es auch keiner begreift.
Ich träume, dass ich hier gefangen bin,
von diesen Fesseln beschwert.
Auch ich träumte,
dabei sah ich mich
in einem besseren Zustand.
Was ist das Leben? Tobsucht, Raserei.
Was ist das Leben? Sinnestäuschung,
Schatten, eine Fiktion.
Und gering das größte Gut.
Denn alles Leben ist Traum.
Und die Träume bleiben Träume.

Übersetzung: Ines Hagemeyer

Safiye Can

Wohin mit dem Igel

Ein Igel bläht sich vor mir auf
bläht und bläht sich
hebt vom Boden ab
liegt schwerelos in der Luft und
schwebt nördlich.

Ich blicke dem Igel hinterher und denke
wenn ich jetzt darüber dichte
glaubt mir eh wieder keiner

Gabriele Frings

nachtlos

eingeschlossen bin ich
im abend und du in mir
in grübelnden endlosschleifen
hinter heruntergelassenen lidern
gebären kreißende windungen
atemlose gebilde
deiner schlafenden seite
traumflüchtig ist sie war sie
die hoffnung zuletzt so irre
kreisend bis sie erschöpft
strandet im niemandland
bedeckt von schwarzen seen darin
sich fahles grau zu spiegeln beginnt
und der morgen weiß
nicht wohin

Gabriele Frings

sei auf der hut sagtest du sonst trifft
dein herzschlag das behütete schweigen und
pflücktest den fingerhut digitalis einfach so und
zeigtest noch den weißen fleck auf deinem herzen
falscher fleck sagte ich und wies
dich aus meinem garten und da
wuchs die gänsehaut wuchsen die adern zu
wasseradern in fremde fließende schrift
zeichen unlesbar überwucherten alle
trittflächen und überall deine schwebenden und
lassenden worte aus deinem mund wie trockenheit
wie verdunstete tropfen und ich
ich gieße gieße dieses wort unter
der kruste aller

Gabriele Frings

sommerperspektive

den nacken zwischen
natternkopf und hahnenfuß
gestreiftem gras
ausschnitte aus blau beäugend
im sirren und flimmern
ist mit einem schlag
von falterflügeln
was da zwischen
meinem kopf und fuß
im fokus
*seelenflug mit lichtgeschwindigkeit und
tunnelblick in zeitdilatation im
teilchenlosen wellenland wild und wirr*
rückwärts taumelnd die gedanken
landen endlich wieder bei gesumm und
kraut und rüben und gewiss
liegend auf dem rücken
der erde
kraul ich beruhigt ihm
das gras

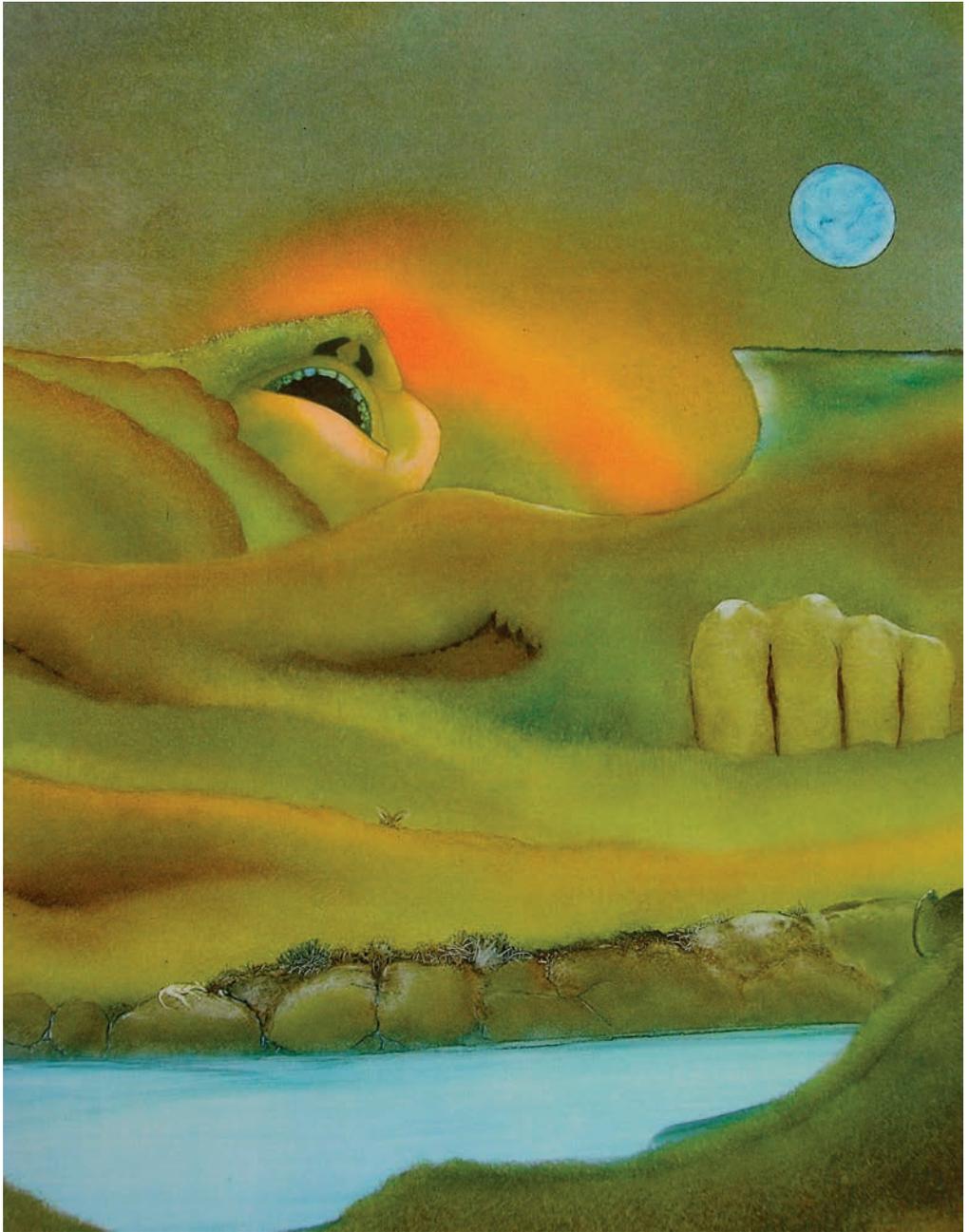
Siegfried Fritzsche

Wolkenstecher

Ganz oben
wo der Berg
seine letzten Steine
aufeinandertürmt
da steche ich
mit langem Stab
die Wolken auf
die dir die Sonne nehmen könnten

da treibe ich
den Wind herum
dass nur der Südwind
dir sanft entgegen weht

da ganz oben
da ritze ich
deinen Namen in den Stein
dass alle Sterne
dich finden
in der Nacht



Dämmernd

„Eigentlich ist ‘eigentlich’ ein Unwort“, sagte sie. „Unwort’ ist auch ein Unwort“, sagte er. Das Gespräch war scheinbar erschöpft. Da mischte sich eine Katze ein, indem sie vom Baum fiel, dumpf wie eine alte Pflaume. „Nichts ist fest in dieser Welt“, sagte sie. „Nur auf Gott ist Verlass“, sagte er. Die Katze sickerte in die Erde hinein, sie wußte nicht wohin mit ihrem plumpen Körper. Die Wolken raschelten über dem Dorf, die Glocken schrien im Wald und die Tiere schnupften Tabak hier und da, oder waren es Glühwürmer? Eigentlich wusste niemand, was wirklich zählt und gilt.

Die Nacht

Wahrlich. Ich muss ein gutes Herz haben. Denn ich ließ sie schließlich herein: die Nacht, diese Hündin, die jeder an ihrem hinkenden Gang und an ihrem Geheul von weitem erkennt.

Einen Spalt habe ich die Tür geöffnet, und schon füllte sie meine bescheidene Kammer mit Dankbarkeit. Da auf dem Hocker saß sie und zitterte treuherzig, wie eine Schauspielerin, und klapperte mit den Zähnen, so dass die Funken flogen. Als sie verstand, dass sie hier übernachten durfte, beruhigte sie sich. Die ganze Nacht hindurch baumelte sie vergnügt mit den Pfoten. Einmal, nur einmal, da fiel sie fast vom Hocker, durfte ich sie berühren. Oh wie unsäglich war das alles.

Gegen Morgen kam sie ganz nah an mich heran und spuckte mit ernster Miene einen Stern, klein wie ein Knöpfchen, mir vor die Füße. Da wusste ich, dass es ein Abschied war.

Sieben Träume

I

Ich falle aus der Gegenwart hart auf
Dich zu und hör mich fragen, wer Dich hat
bewegen können, Dich auf diesen Ort
hier ohne jeden Anlass einzulassen;
seh ich doch, dass Du abrupt den Arm hebst,
so als hätt ich Dich ertappt, und jäh
noch erschrecke ich vor Dir und stürze
unaufhaltsam in Dein aufgerissnes Maul;
dort webt die Stille, hüllt mich wohlig ein
in ein ganz grob gewirktes Tuch, und weit
entfernt ein zähes Wetterleuchten läßt
mich ahnen, dass Dein Blitz mich treffen wird;
hätt ich Dich denn fürchten müssen, schon als
mich vor Dir noch niemand warnen konnte.

II

Als säh ich Dich hier abgebildet auf
vergilbten Photos; körnig, schwarz und weiß,
versetztes Grau verschmiert die Kanten, so
als hättest Du Dich allzu wild bewegt;
als dann plötzlich eins der Bilder aus dem
Rahmen stürzt, und Du mir stockend immer
näher rückst, beginnt die Schwärze mählich
zu verblassen, schwindest Du in weiße Glut;

doch hör ich Dich noch rufen; und mir ist,
als riefst Du mich beim Namen, just bevor
die Stimme gurgelnd immer dumpfer klingt,
und schließlich nur noch sanftes Raunen brandet;
wüsste ich, wo ich dort bin, ich suchte
mir ein Bild von Dir im weißen Rauschen.

III

Ich seh in meinen Spiegel, längst ertaubt
in Deinen Diensten, streut er mein Gesicht
auf einem Teppich aus, und rätsle ich,
wie ich die Fetzen ineinander füge;
eingefallne Lippen und die Augen
prall zum Bersten aufgedunsen; greife
ich mein Kinn mit spitzen Fingern, knete
es, wie immer schon, wenn ich verlegen bin;
die Kratzer auf der Wange bluten nicht
mehr, und die abgeschabte Haut dorrt jetzt
schon Stunden unter Deinen Nägeln; sollt
ich fürchten, oder reichs, wenn ich erschrecke;
könnt ich mich entschließen, Dich zu fragen,
grinstest Du mich frech aus meinem Spiegel an.

IV

“Das bist ja Du”, schreit es aus mir hinaus,
doch stehst Du ungerührt; erkenne ich
Dich an der Maske, die bis ins Detail
all meinen Zügen nachempfunden ist;
hinter meiner Larve magst Du höhnen
oder milde lächeln; ich seh nur die
starre Fratze und das Funkeln Deiner
Augen, die verfluchtnochmal nicht meine sind;
wer hat Dich hergelockt, und wessen Part
sollst Du hier spielen; hätte ich geahnt,
ich könnte Dir begegnen, hätte ich
mich Deines Trugbilds rücksichtslos bemächtigt;
„sprich mich an mit Deiner Stimme“, bittet
es aus mir, „ich will mit meiner antworten.“

V

Nicht vor und nicht zurück erkühn ich mich
und weiß, ich darf nicht bleiben, meine Frist
war schon verstrichen, als ich wagte, den
Entschluss zu fassen, diesen Weg zu kommen;
eingeklemmt in die Sekunden werden
Stunden aus Minuten, und nichts regt sich;
Stille brütet, nicht einmal die Grille
lässt sich hören, und bedächtig fallen

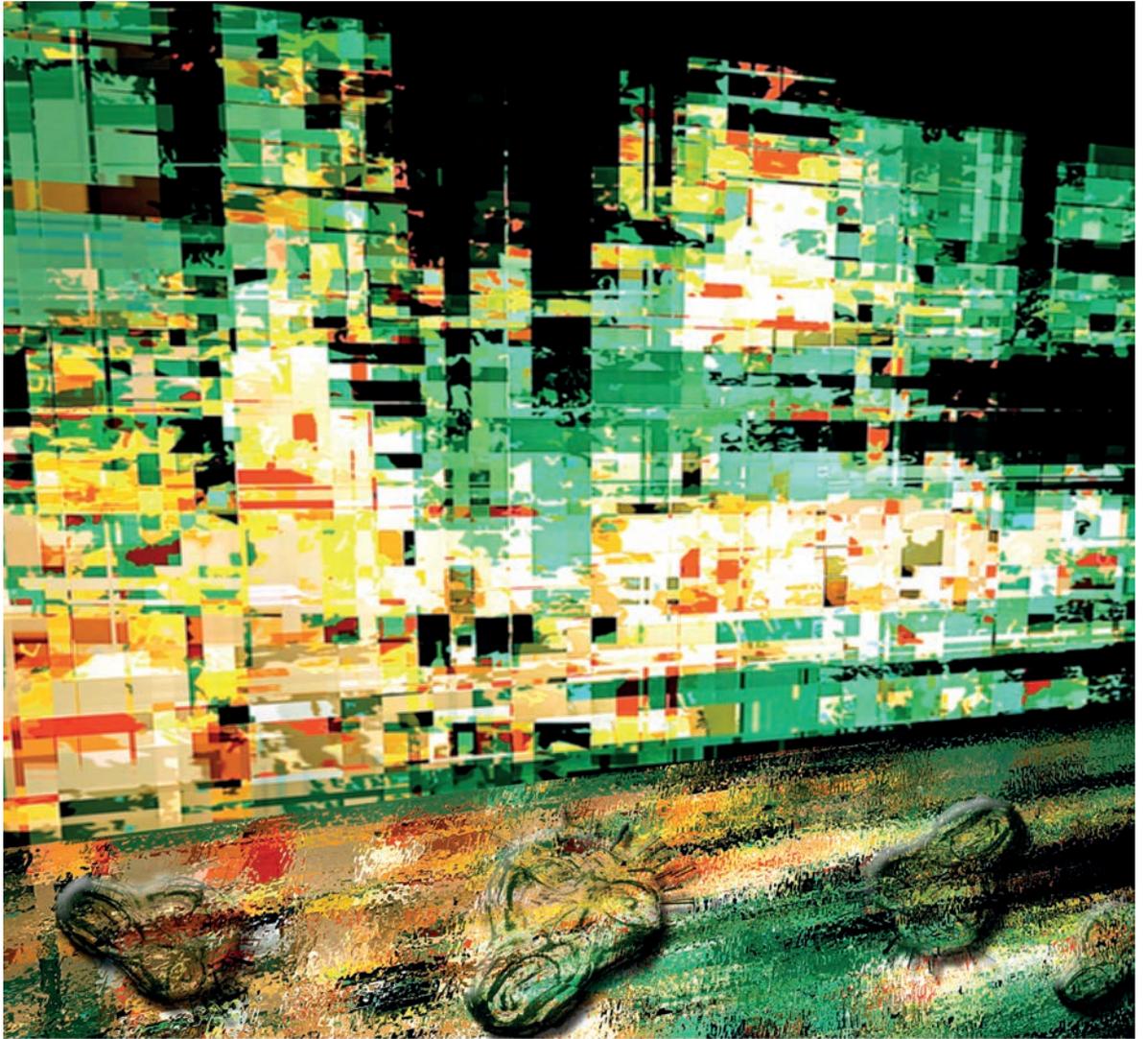
Schatten aus den Bäumen, treffen auf
die Halme, biegen sie mit aller Macht;
doch lassen sie's geschehen, klagen nicht,
wie zu erwarten wäre, denke ich;
hier ist kein Entkommen, also warte
ich, auch wenn's vergebens ist, nur noch auf mich.

VI

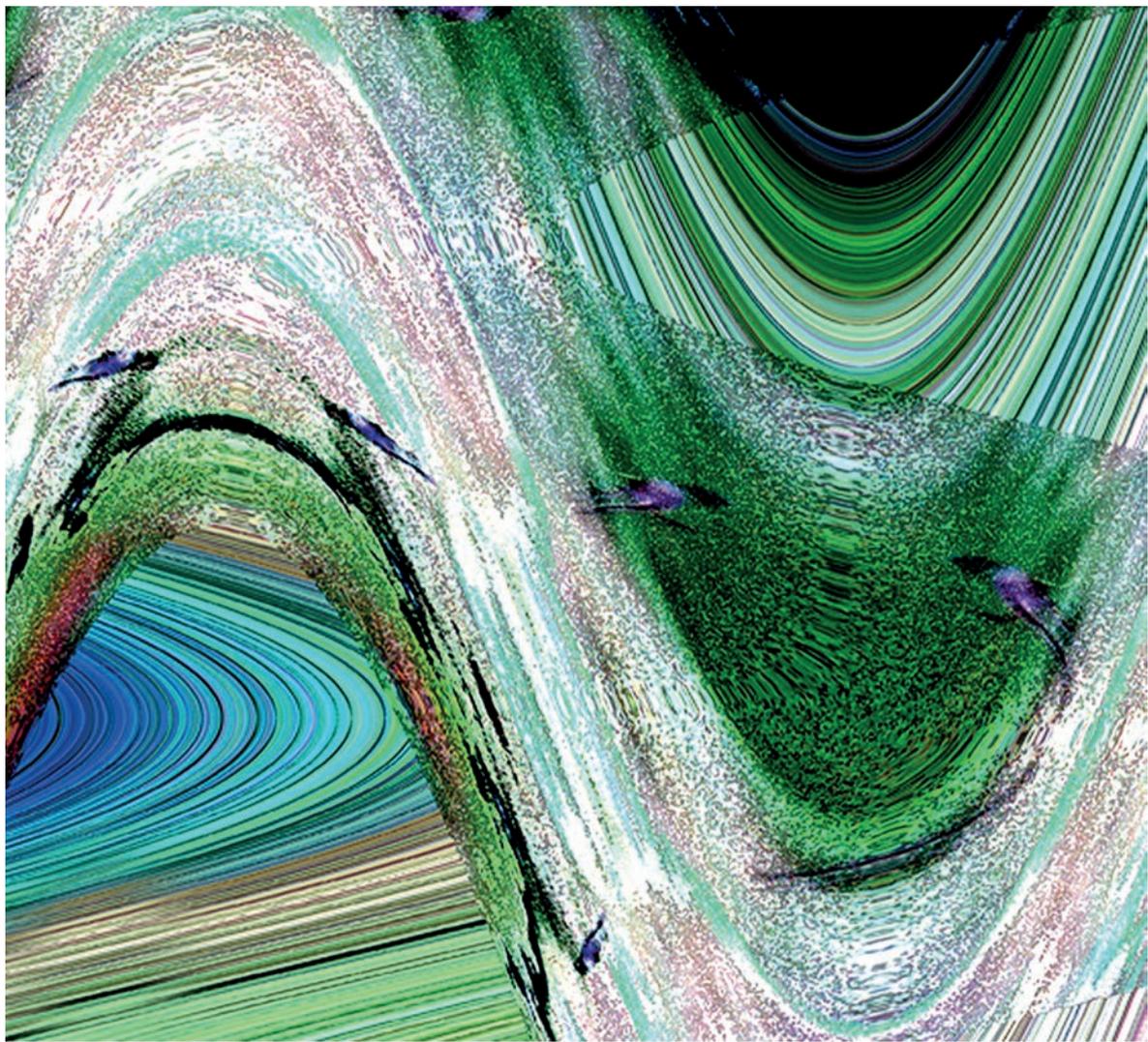
Dein Urteil muss ich fürchten, grade weil
es Dir nicht schwerfällt, über mir den Stab
zu brechen; habe mich erdreistet, vor
und hinter Dir zu stehen, Deinen Tagen
Licht und Schatten zuzumessen, wie es
Dir gefiel; das Spiel hattst Du ersonnen;
war ich zu gelehrig, Deinen Regeln
zu gehorchen, konnt ich sie zu meinem
gerecht erkämpften Vorteil nutzen, Dich
dem Hohngelächter preiszugeben, wie
es mir missfallen musste und noch muss:
das Spiel ist aus; erbitt ich Deine Gnade;
blinkt das Fallbeil jetzt in Deiner Sonne,
kullert dieser Schädel durch die Gassen.

VII

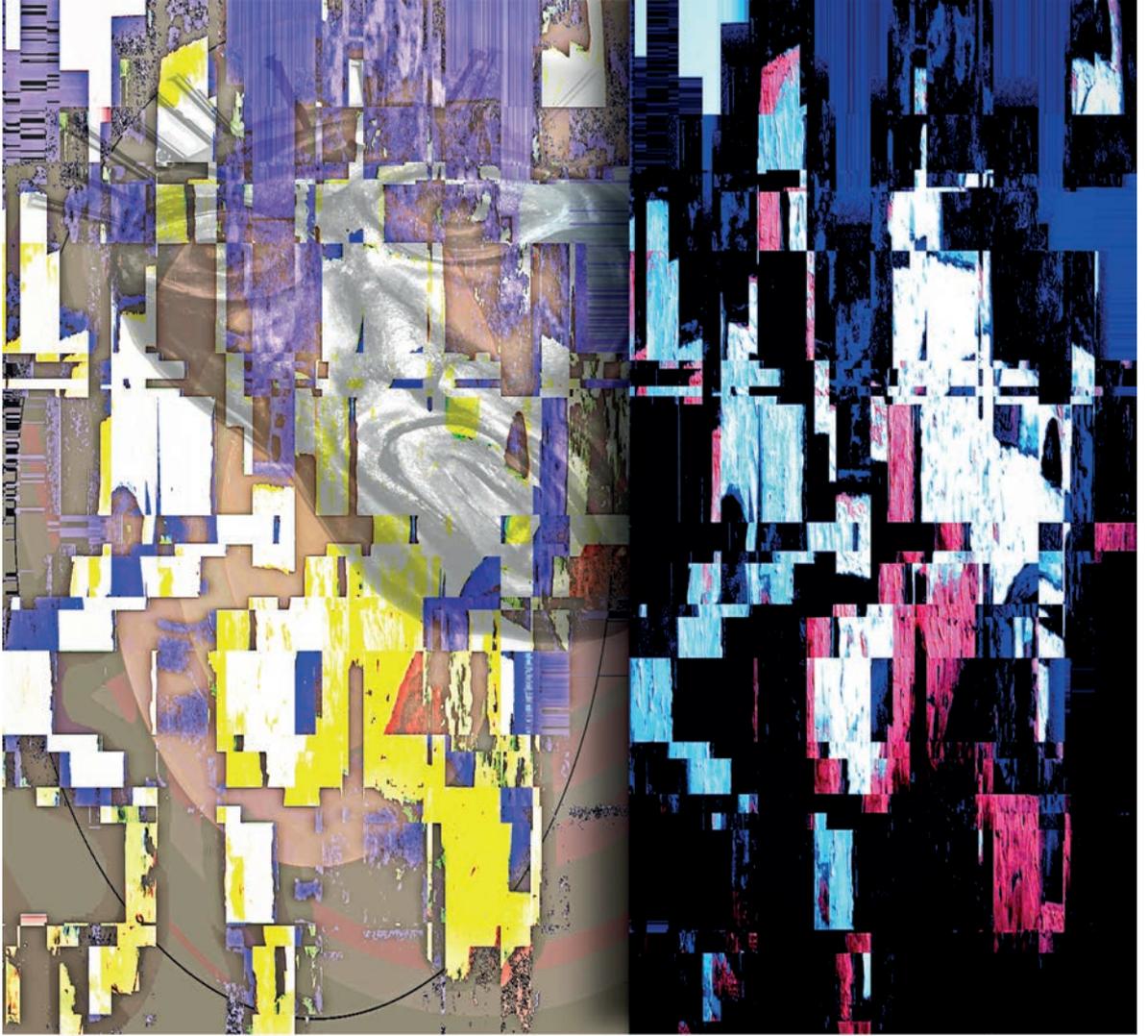
Die Worte sind nicht auszumachen im
Gewirr der Stimmen; seh ich, dass Du sprichst,
doch wie erklär ich mir Dein Lächeln, und
wem gilt es in dem Andrang dieser Männer;
fasst Dich einer um die Taille, zerzt Dich
fort, und Ihr geht unter im Gedränge;
Dich zu suchen in dem Hexenkessel
wäre hoffnungslos, und kann ich wissen, ob
Du auch von mir gefunden werden willst;
ich taste mich der Wand entlang, vorbei
an drallen Frauen; eine sieht mich an
und kichert in zerschmetternd scharfem Ton;
müsst mir mit Gewalt den Weg nach draußen
bahnen, steh gelähmt und grinse vor mich hin.



Corrientes 348 II



Flughunde II



Morgengrauen

Ines Hagemeyer

Zweite Welt

Sickern Tagesreste
in meine Traumwelt
eröffnet sich mir
Unerahntes
der Zeit trotz
eine weinende Uhr
dem Schmerz
bunte Pillen
die auf meinem Kopf
Runden drehn
Gewehre krümmen sich
begehen tonlos Suizid
kühne Ideen legen sich
in ein Blumengrab
Ophelia steigt aus dem Fluss
schüttelt sich
& fällt mir in die Arme

Herwig Haupt

träumerin

wenn sie träumt
ist er ihr näher
als der
den sie vater nannte
hat braune augen
wie sie
und ihre nase vielleicht
wo er liegen mag
sind kreuze für unbekannte
aufgereiht mit nummern ohne sinn
da ließ er sich nieder
auf ihrer nase
der braune Falter
blickt sie immer an
wenn sie träumt

Herwig Haupt

woyzeck
dein blick
mir wird angst

es blutet der abend durchs geäst
es droht was von unten
es geht was in mir
hat klauen
und will mich
es geht
mir über es kommt
mir vor
hat stimmen
da rollt's bei den weiden
glotzt wie geköpft
aus sägespänen
mit rotgelben augen
es wetzt mich
will stoßen
mich brennt was
tönt her
aus der weite
mich schüttelt's
erfriert was in mir
atmet
stöhnt ruhe
will frei

woyzeck mach die augen auf
horch zapfenstreich
rasch zur kaserne oder
's gibt bau



Franz Hofner

Ruach

Ein Glas will ich sein.

Dem Schafschiss nach. Wie Tropfen liegt er
im Schnee. Blutige Wollflusen auf
meiner Schnauze, rot auf weiß auf schwarz.

Ein Humpen, Wappen drauf, grün geriffelt.

Wie das stinkt, sagen sie.
Roter Dampf, ein Geruch, ein Gesang.
Als ob in ihnen Milch und Honig flösse.

Zerreißen, sagen sie, Blut saufen, sagen sie:
ei, ich schlimme Königin.
Blut, bitte, wie säuft man das?

Sicher, die Leber, saftig. Aber das Herz?
Ein verwachsener Knoten
aus Haut. Dort ist sie nicht,

die Stelle, der Anfang,
unter den man die Zunge legen könnte,
wo die Zähne zur Ruhe kämen.

Freireißen, losschütteln, die Quelle. So gut
es ist, das Bessere läuft, versickert, da
kann der Kopf schon in den

Därmen stecken, wenn das Vieh noch
zuckt ein Rauch in den Augen und
Wollfetzen fliegen wie Schnee.

Wer säuft schon wie die Erde? Sie allein
ist das Glas, das Schleckermäulchen,
eine Künstlerin, eine Seele.

Franz Hofner

Wartezimmer

wände still ins weiß gehüllt
raumgesang
ein hauch von äthanol

feierliches kühl der töne
acht und minus zwölf und sechs
so singt der hagere engel

wenn wir uns wiedersehen
werde ich dein kleid sein
ränder deinen schulterblättern

es wird herbst sein
und abends wird der scherbenvogel
kopfüber stürzend deinem atem lauschen

Евгений Александрович Евтушенко
Jewgenij Alexandrowitsch Jewtuschenko

Wer bist du Grand Canyon

Ein Ding das in Lamellen
fort und fort verzweigend
ein Etwas
das in sich selbst verschwindend
vom eignen furchtbaren Gewicht erschrocken
wie ein Salamander
seine Seele vor Touristen
unter Felsen verbirgt
Ein Sechshundertmillionenjahrding
teils vom ersten Beginn
teils vom Ende
ein bisschen von Kain und Abel
Schoß der Zeitalter
sich selber gebärend
Eine Sphinx
deren Geheimnis
die Zeit enträtselte
das ungelöst von uns
wegtropft in Vergessenheit
Der Kadaver der Geschichte
nicht gegliedert in Kapitel
aber sezirt von einem Tomahak
Gedärm und Dung
Granitene Sandwiches mit roten Eisbergen
all das Blut der Ermordeten
Tropfen für Tropfen
ausgepresst wie Sonnenblumenkerne
in Ölkuchen
Falten

alle Runzeln der Menschheit
zusammengewachsen durch Ewigkeit
... Wer bist du Grand Canyon
Was willst du
Du bist der Angstschrei aus Dantes Hölle
Noahs Arche
Babylon
Hellas
römische Zirkusse
Luxus der Tyrannen
im Sand von Arizona
In jedem deiner glühenden Sandkörnchen
Hunnen
Azteken
Inkas
die sich wie Feuer in winzigen Kohlebrocken verstecken
Diese Felsenabgründe
sind Rothauthäuptlinge
die ihre bedächtigen Gedanken
im Lanzenkessel beherbergen
Du
hast etwas von all den Pyramiden
den Kremlmauern
mit dem Geist Iwans des Schrecklichen
in seiner Kapuze
Wer bist du Grand Canyon
Die Antwort sickert
Die Felsen kämpfen
alle wie schlaue Teufel
die einander verdrängen wollen
aber es gibt keine Sieger
sie alle sind vom Kampf gezeichnet
alle besiegt
alle eingerammt
vom Gewicht der Jahre
Die Felsen ermüden im sinnlosen Kampf

rücken dann zusammen
umarmen sich
und brechen auseinander
heiser keuchend wenn es vorbei ist

Die in Erhabenheit herrschten
alle die Makedonier Xerxes Dariusse
die Furcht in Seelen pflanzten
sind Fliegen die als Riesen auftraten
was sind sie heute

im Grand Canyon
Roter Staub in den Nüstern der Esel

Erbärmlich wie Napoleon in Ägypten
erhebe ich mich vor dem unsterblichen Anblick
schreie fast um Hilfe

Wo ist des Kaisers Dreispitz
In roten Schichten

wie eine Nadel im Heuhaufen

Im Basaltdickicht

seh ich wie

die finstere Bürste von Hitlers Schnurrbart hervorlugt
He Esel

kau ihn ab

ein Dessert

In den Grand Canyon

mit allen die an

Größenwahn leiden

Zu Gast in den Abgründen
wird der Zwerg schnell kapieren

dass er ein Zwerg ist

Wer bist du Grand Canyon

Die Schichtung

einer unerklärlichen Existenz

wie ein Stoß Bücher

Hier ist kein Liliputgebirge
aus Disneyland

Berge des Leidens
Berge der Weisheit
das komplette Werk Dostojewskis
Im Profil Stein gewordene Zeitungen
die leider auch nicht weiser wurden
Berge von Mist und Dung

Wer bist du Grand Canyon
Du bist wie eine Revolution
deine tosenden Wasserfälle sind unkontrollierbar
wie der Aufstand des Spartakus
Über den Sandbänken des Colorado
machen Klippen

wie Barrikaden in Paris
dich jung

alter Mann
Du Schlachtschiff Potemkin segle stolz
durch die tosenden Fluten
mit dem unsterblich gewordenen Namen eines kleinen
Fürsten

In Schatten schwärzer als Teer
liegt Sputnik

wie das Blitzlicht von Che Guevara
irgendwo versteckt bis heute

Wer bist du Grand Canyon
Du bist das Bild Amerikas

Mit Wurzeln wie Adern
von Arbeitern und Farmern

könnten sie dich fast zum Präsidenten wählen
Das Lied von Whitman

Robert Frost

Aber sieh dich um
überall Spalte an Spalte

Falken am Himmel

schwarze Raben
Baumstämme
hinausgewachsen über den Abgrund
die Nachkommen von
Einwandererfamilien
die ihr eigenes Land nicht vergessen haben
Wind
ein andächtiger Mormonenchor
Kakteen
vor lauter Liebe unrasierte Hippies
Der schwarze Abgrund
ein Harlem-Paradies
Plötzliche Steinlawinen
stürzen heran wie Studenten
aber die schweigende Mehrheit
sind die Klippen
mit harter Eiskruste auf der Stirn
Grand Canyon du bist nicht
nach Regeln gemacht
Du ein Wolkenkratzer
nur nach innen gewandt
ein Steinapfelkuchen
Grand Canyon du voller Trugbilder
wie ein Nôtre-Dame von Amerika
vollgestopft mit allem möglichen wie eine Scheune
Wie Amerika hast du keine Ordnung geschaffen
Vielschichtig
bist du Grand Canyon wie
Amerika
Wie Amerika
unkoordiniert und dissonant
aber selbst derart zersplittert
bist du ganz
Gott schuf dich mit der
Teufelsdreistigkeit
eines Frank Lloyd Wright

Wer bist du Grand Canyon
Du bist
was das Volk verdient

+ + +

Ein junges Mädchen etwa 16 steigt hinab zum Colorado
Lebensmittel ragen so lustig aus ihrem Rucksack
Unirdisch
himmlisch schaut sie staunend um sich her Ein
Hund an kurzer Leine zieht sie hinab am Rand des
Abgrunds Diese Touristin ist irgendwie anders Ohne
Furcht vor dem tödlichen Absturz Ohne Verlangen
sich an die Felswand zu klammern Behutsam geht sie
weiter seltsam stapfend

O Grand Canyon erschauere
sie ist blind
Lass sie nicht stolpern über einen winzigen Stein
Ruhig geht sie an der Leine über
den Fluss
mit ihrer freien Hand berührt sie den Himmel
zärtlich streichelt sie mit ihren Wangen die Wolken
in der Morgenstunde
Es liegt etwas von einer alten Frau in ihrem Gang
dabei hat ihr Gesicht so viele Sommersprossen
rötliche allsehende Augen
Ihre Haut sieht den Grand Canyon
das Wunder seiner Schönheit
in vollen Zügen trinkend
mit dem Durst nach Ewigkeit
Und von seiner heilenden Schönheit verwundet
steht dieses blinde Mädchen da unten im Grand Canyon
über dir
Grand Canyon

[Übersetzung: Ulrich Bergmann]



Ertrinkendes Europa

Schweißgebadet wälzt sich Carl Gustav Jung in seinem Bett hin und her, schreit innerlich nach Erlösung, krampft in seinem Wesen, kämpft mit aller Macht gegen sich selbst an und kann am Ende diesen Kampf nicht gewinnen. Das weiß er, das weiß sein Unterbewusstsein, und das weiß er auch in seiner Traumwelt, die er dennoch mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln bekämpfen, verfluchen, ja, gar zerstören will. C. G. Jung will seine Träume zerstören, die seit der von ihm eingeleiteten und streng forcierten Trennung von seinem geistigen Übervater Sigmund Freud immer gewalttätiger werden, immer härter, immer bösartiger, Träume, die von Zerstörung, Vernichtung, Ausrottung, Rache und Folter geprägt sind. Die Grundfarbe ist blutrot. Nasstriefend laufen die Traumgestalten in ihrer erdachten Umgebung umher, und nicht selten nimmt er Toni, dann Emma, dann wieder mal beide zusammen und ist beinahe schon an seinem sexuellen Höhepunkt, als etwas Rotes, Festflüssiges auf ihn zurollt, eine Welle aus Blut, und C. G. Jung versteht nicht nur, dass er bei seiner Theorie im Recht ist, die ihn von Freud entfernt hat, sondern er versteht auch, dass seine Libido, die freie schweizerische Liebe, ein Symbol für die Freiheit der Europäer ist, die alsbald in einem Meer aus karminrotem Blut versinken wird, hellem, pulsierendem Blut – wie aus dem kämpfenden Körper eines getroffenen Soldaten.

Doch dieser Blutstrom, der Europa in Zukunft ertrinken lassen wird, ist nicht das einzige deutliche Anzeichen für eine sich verändernde Zeit. Auch

die menschlichen Bindungen werden in der nächsten Zeit hart auf die Probe gestellt werden, so prophezeit ihm sein Unterbewusstsein, und im Vorgriff auf einen Kongress, der im September 1913 stattfinden wird, ahnt C. G. Jung, dass das Leben, welches er in geistiger Verbindung mit seinem Mentor Sigmund Freud die letzten Jahre verbracht hat, endgültig aus und vorbei ist – die Trennung als einzige Möglichkeit einer Befreiung seines Geistes von den Fesseln seines Lehrers. Denn dieser hat nicht in allen Punkten seiner Psychoanalyse recht, und das weiß C. G. Jung, und eben jenes Wissen ist es, das ihn zu der Annahme führt, dass eine Entzweiung unausweichlich ist, denn die Optionen, die er besitzt – schweigen und sich selbst erniedrigen oder etwas sagen und den Bruch heraufbeschwören – sind beide nicht von der Qualität von Entscheidungen, wie sie Menschen gerne und mit einem beruhigten Herzen treffen wollen.

C. G. Jungs Alpträume sind die Reproduktion dieser bevorstehenden Entscheidung, die er zwar instinktiv mit jedem Brief, mit jedem veröffentlichten Text, mit jeder Vorlesung an der Universität trifft, aber offen kann er mit dem ebenfalls körperlich und geistig schwächelnden Freud nicht brechen, nicht nachdem dieser in München am Ende des vorigen Jahres vor den Augen Jungs zusammengebrochen war. In seinem Traum sieht Jung sich vor einem Altar niederkniend, direkt unterhalb der gestrengen Augen seines geistigen Vaters, den Kopf gesenkt, in tiefer Andacht. Doch als er seinen Kopf erhebt und dem geistigen Vater entgegenblickt, bemerkt er dessen Augen, die wie so manche Madonnenstatuen zu weinen beginnen, und als C.G. Jung in seiner Verwunderung bemerkt, dass es Blutstränen sind, weiß er, dass er schuldig ist – und wie sehr ihn diese Schuld quält,

bis tief in die Träume seiner Welt hinein, erschüttert bis ins Mark – da überkommt ihn das Gefühl der Einsamkeit, der Unzufriedenheit, und diese Welle der Angst, gepaart mit einer gegen sich selbst gerichteten Wut, gebiert einen wallenden Zorn, der ihn von den Stufen vor dem Altar aufstehen und zu seinem geistigen Vater aufrecken lässt, ehe er diesem mit einer Lanze nicht nur in die Seite sticht, sondern in alle Körperteile, die dazu auserkoren sind, die Libido zu beherbergen. Blutschwalle treten aus den Wunden, überfluten die Kirche, überfluten die Nachbarschaft, überfluten das Reich und schließlich Europa, während C. G. Jung beim Ausbrechen der Flut tapfer auf dem Boden vor dem Altar niedersinkt, allein, um Vergebung bittend, dass er keine andere Wahl hatte, denn fehlerhaftes Schweigen wöge für ihn schwerer als jeder Verrat, da es ein Verrat an einem selbst wäre – und welcher Mensch könnte schon Freund eines ertrinkenden Europas sein, wenn er sich selbst kein Freund mehr sein kann?

Jürgen Kross

traumbild

1
wald. ist schlucht dir
und
schwärze von innen.

durchs klaffen
der
bäume. tritt sie dich an.

2
ward sich
zum
abgrund. den nur noch kälte

durchwuchs. hin
am
entgleiten der ulmen.

3
aus den geästen.
als
wachse eisig die luft dir

aufs antlitz. wirft es in schatten
die
ab. gleitenden laubes darüber.

4
noch atmende sind. durchirrte
von
sich unter bäumen. aber

verworfenen dennoch. schon
ahnend
den schimmernden frost.

5
in erde gesenkt
als
block schien das schwarze gewässer.

und ohne bewegung zu steh'n.
dir
unter den kiefern ein spiegel.

6
der ödnis von tagen
reihet
sich die sichten ein. auf

fallendes grün aus den bäumen.
und
innen den abglanz der sonne.

7
das
totsein. zwischen den mündern
die

stille. dran teilt sich der
bäche geräusch.

8
in
unerbittlichkeit dir. weisen
zurück

stämme den klang.
sich
findender worte zuvor.

9
zwischen
der leere von raum. setzt sie
in

tannen sich fort. flucht
an
der dunkelheit grenze.

10
spürte sich auf.
der
sich mit dunkelheit trug.

im atem. an
schädels geöffnetem raum.

11
schütter. so zog sich
das
lärchengrün hin. und über dich

breitender worte. wann
traten
auch körper hervor.

12
offen an körpern.
und
wald steht dahin. so

schweigsam
der
wuchs ineinander.

13
dringt kälte
dem
ein. verzerrend das licht

in den bäumen. am
drunter
sich spiegelnden schnee.

14
dran sich die nacht schließt.
und
innen der träume gebild. so

beugt sich
wann
licht doch darüber.

Traumzeichen der Verlassenen

Träume der einstmaligen Bekannten
bedrohen den Sommerschlaf.
Sind wohl Botschaften
untergründigen Sehnsens,
oder die Mahnung,
Schmerzen zu fühlen,
gleich jenen der Amputation.
Morgen
kehr ich zurück.

Traum

Traum?
Weißt du nicht:
Unser wirkliches Leben
entbergen die Träume.
Unter dem täglichen Grund gelegen:
Porphyre Räume
in großem Licht.
Dort, denke dir,
fände das Glück statt
ohne dein Einverständnis?



Eva Mayer-Flügge

Abends

Am Abend nahm sie das Gute vom Tage und gab es in ihr Herz.
„Und das andere?“, fragte das Andere.

„Das andere gib in ein Sieb und hänge
es in das Mondlicht, dann geh und tauche
das Sieb in den Fluß der Nacht, breite danach
alles aus an seinem Ufer und schlafe
und schau
am nächsten Morgen“,

am nächsten Morgen ist ein kleiner lichter Hain
gewachsen, darin wandeln Schatten
singend, summend, sich in die Arme
fallend und zerstäubend,
Töne tropfen von den Blättern, es kommen
Tiere und fressen von den Früchten der
Bäume und liegen in der Ruhe zwischen den
Tönen, der Wind streift die Blätter und
die Töne tanzen fremde Melodien, die der
Wind mit ihnen spielt, keiner hört sie,
nur der, der in dem Hain ist,

manchmal kommt ein Mensch und lauscht dem Anderen,
und gestärkt
und gerührt in seiner Seele geht er weiter.

heimkehr

aus dem tal marschirt die kolonne der heimkehrer mit schleppenden schritten und bleichen gesichtern und die fahle sonne kann die gestalten nicht erwärmen. sie kommen aus allen ländern der erde, weil alle kriege zuletzt doch ein ende gefunden haben und sie sehen so müde aus und kommen näher. jetzt wird ihr lied herangeweht, das lied der heimkehrer, das sie mit hohlen stimmen singen, noch sind die worte nicht zu verstehen, aber ein rhythmus schlägt darin, von den trägen schritten getragen. es ist kaum farbe im zug der heimkehrer, alles ist grau und braun und blass, aber einer hat einen verband, der herausleuchtet und dort tropft es rot. und in der ersten reihe marschirt einer ohne gesicht. einem menschen ohne gesicht sieht man nicht an, wie viele tränen er geweint hat und wie viel sehnsucht darin begraben ist. und diesem dort oder jedem: man sieht ihnen nicht an, ob sie eine frau haben, die vergeblich gewartet hat oder ob sie ihre kinder kennen, die sie schnell gezeugt haben. und das lied der heimkehrer hat eine lange klagende melodie, ein heimatlied ist es und sie singen es mit hohen stimmen und tragen es wie eine standarte, das lied, das von den schlachten singt und den toten, und von der trauer und der einsamkeit.

an der straße haben sich menschen eingefunden. in scharen sind sie gekommen, die bewohner jenes ortes, und andere, aus allen enden der erde, um die heimkehrenden zu begrüßen. männer und frauen in bunten kleidern, kinder mit blumensträußen in den händen. schöne menschen mit lachenden gesichtern, mit rotgemalten mündern, mit gewichsten gezwirbelten bärtten, mit blondeuchtendem haar. und hört doch nur die schöne melodie, sagen sie, und wie sie singen. und sieh mal, der mann ohne ge-

sicht, aber er hat eine wunderschöne tenorstimme, sie trägt weit. und schon hat einer die worte aufgenommen, ein anderer die melodie, und lachend fallen die schönen menschen ein in das klagelied der marschierenden kolonne. und frauen singen mit hohem sopran und fügen triller hinzu und koloraturen und einige männer dröhnen im bass einen grundton zu dem gesang. und in den refrain fallen jetzt die kinder ein mit ihren hellen stimmen.

aber die heimkehrenden nehmen keine notiz von dem vielstimmigen geläut. sie klagen ihren totengesang, als ob sie niemals mehr aufhören könnten und es kennt sie niemand mehr und sie kennen niemand mehr, sie waren viel zu lange fort.

der beobachter wendet sich beschämt ab. doch wie ein orpheus schafft er es nicht, sich gänzlich zu enthalten, er muss den blick wenden, muss sich zurückwenden und mit grauen das finale sehen, wie in das tal, aus dem die kolonne der heimkehrer heranmarschiert, wasser flutet. von hinten heran rollt die flutwelle, erfasst die marschierenden in ihrem unentwegten gesang und wirbelt sie davon und die zuschauenden singen noch eine weile das lied, das sich nach und nach verliert, wie auch die bunten schönen menschen sich zerstreuen, in alle richtungen auseinanderstreben und alles geschehen wie in einem nebel zerstäubt.

wie zur salzsäule erstarrt verharre ich lange, bevor die bilder sich lösen.

Margarethe

Manchmal träume ich sehr schön. So zuletzt vor zwei Tagen. Das war ein Traum, der nach einer kurzen Wachphase wegen einer Lageveränderung sofort seine Fortsetzung nahm. Das geschieht, wenn die Handlung ansprechend ist und sich kein Widerstand dagegen erhebt und zunächst keine Reflexion erforderlich scheint.

Im Traum traten Faust, Mephisto, Margarethe als Hauptfiguren auf, ich konnte in eine der Figuren schlüpfen und je nach meinem Geschmack wechseln. Daher schieden Wagner und der Hund sogleich aus, weil sie mein Interesse nicht weckten. Überhaupt verlief die Handlung ganz nach meinen Vorlieben, so wurden erheblich mehr Platzrunden über und um den Blocksberg geflogen, als es Goethe für nötig gehalten hatte. In die Person der Margarethe nistete ich mich nicht ein, behielt sie lieber im Auge, wie sie auch fast an der ganzen Handlung beteiligt war. Ich legte Wert darauf, ihren gesamten Tagesablauf zu verfolgen, offen oder unbemerkt, weswegen es mit Mephisto einigen Streit gab. Margarethe hatte die Haare, das Gesicht und die Figur der Jennifer Aniston, ganz entzückend zu Zeiten in ein Schnürleibchen gefügt, das ihre Büste ansehnlich unterstützte und nach oben wölbte. Diese fiel nach meinem Geschmack, nicht nur im Traum, ein wenig fülliger aus, was sehr zu ihrem Vorteil gereichte. Was

ich noch vierzig Jahre nach der Lektüre der Goethe-Version zitieren konnte, floss adäquat in die Handlung ein, sonst waren Dialoge nicht vorherrschend. Einmal sagte Mephisto: Schelm. Das ist von Wilhelm Busch, und tatsächlich, er hatte Recht. Ich erinnere also lückenlos diesen außergewöhnlichen Traum und habe schon mit der Niederschrift begonnen. Dabei kamen mir Bedenken, die sich nicht verflüchtigen wollten. Wie werden sich Verleger und Leser zu meinem Text stellen, den ich mit Verweisen, Fußnoten und Reflexionen auf zweihundertachtzig Seiten auswalzen könnte, werden sie meine Urheberschaft rückhaltlos anerkennen? Werden sie es obszön nennen, ein Plagiat gar? Was den Plagiatsvorwurf betrifft, so glaube ich, mit diesen Zeilen schon bewiesen zu haben: das Beschriebene ist aus meinem Unterbewusstsein aufgeschäumt und mit persönlichen Zutaten angerichtet. Was kann man mehr verlangen.

alb

wer panisch aus dem halbschlaf hochfährt
verstört durch einen wirren traum
fürchtet im lichterlosen raum
dass längst vergessnes wiederkehrt

und ein gedankenfaden sich
knüpft um die frage nach dem schein
oder der wirklichkeit doch kein
verdrängnis wird erinnerlich

träumerisch

ich sah dich schlafend auf der liege
und hörte dich im träumen sagen
dass über fluss und schluchten tragen
dich brücken und dass eine stiege
führe in grenzenlose allmacht
jenseits der trägen erdensphären
und dass aus tausend sternenmeeren
taghell erleuchtet wär' die nacht

Theodor Payk

flash back

ein laut ein klang
ein licht ein bild
und durch die dünne schale quillt
erneut entsetzen stundenlang

der traum bei nacht
der schwache geist
sind unentrinnbar eingekreist
in einem zugestellten schacht

von nötigung
und angsterfüllt
ist alles denken eingehüllt
vom schauder der erinnerung

Theodor Payk

nacht leben

allmacht der sternenlichter
sprüht einen silberkreis
auf schlafende gesichter
tiefschwarz und blendendweiß

fallen unsere träume
so lautlos und so stark
in weite warteräume
die tagesdunst verbarg

im wechsel neuer szenen
verlassen aus dem chor
die toten uns und lehnen
sich schweigend an das tor

Antonio Porta

da Melusina

[...]

Leggiadra la vita dei tre cavalieri
visibilmente leggiadro il galoppo
attraverso i campi fioriti
e i contadini antichi sembrano ora
sfuggiti al destino taccagno della fatica
alla fame velenosa più delle vipere cornute
con i raccolti che promettono il meglio del meglio
e le uve si gonfiano nella promessa zuccherina
del vino che dà forza e freschezza intatta.
Così come la terra prepara i suoi frutti
si gonfia il ventre delle donne e quello della sirena,
dentro scalciano nuove vite
e l'orecchio sensibile delle madri ascolta
battere i cuori minuscoli con forza di guerrieri
pronti a inventare il mondo di nuovo
attraverso la luce velata della nascita
con uno strappo deciso
dall'invisibile al visibile
con la nostalgia dell'invisibile.
Erano figli delle acque
ora diventano figli dell'aria e delle parole.
Il loro pianto, ormai, le loro risa
le sillabe e i richiami
risuonano nelle dimore dei cavalieri
come in quella del contadino sposo della sirena.
Proprio il figlio della sirena è il primo a nuotare,
dagli occhi glauchi, la pelle liscia come alga
che guizza fuori dalle mani della madre e del padre
quando vuole star solo e contemplare dalle acque

Antonio Porta

aus melusine

(übertragen aus dem italienischen von eje winter und gerd willée)

[...]

schön das leben der drei ritter,
sichtlich anmutig deren galopp,
querend die erblühten felder.

und die uralten bauern, die jetzt wohl entronnen
dem schäbigen schicksal der mühsal,
dem hunger gift'ger als der hornvipern biss,
versehen mit ernten versprechend das beste vom besten.
auch die trauben schwellend im süßen versprechen auf wein
der gewährend kraft und köstliche frische.
gleich wie die erde bereitet die früchte
so bläht sich der frauen leib wie der der sirene.
darinnen entstehen neue leben.
und der mütter empfindsames ohr hört die winzigen herzen
schlagend mit des kriegers kraft,
bereit, neu zu erfinden die welt.
durch's gedämpfte licht der geburt hindurch
kraft eines schritts, der für immer sie bringt
vom verborgenen hin zu dem sichtbaren,
doch nach dem verborg'nen sich sehnd.

waren sie söhne des wassers,
sind sie nun söhne der luft, söhne des worts.

eben ihr weinen, nun ihr lachen,
ihre silben und laute
tönen wider in der ritter quartiere
auch in jenem des bauern, der vermählt der sirene.

l'occhio verde dell'isola.
Ma anche gli altri si tuffano presto nei laghi
e le madri nuotano con loro
le candide membra sciolte nel movimento
i corpi si inarcano nel guizzo del tuffo
e la sera sono così felici e stanchi
che basta una sola ninna nanna breve
per tuffarsi nel sonno supini,
ninne nanne ispirate alla volta celeste,
come quella dell'orsa che così canta:
«Di dove comincia l'orsa la sua corsa
e come si è trovata l'orsa in mezzo al cielo?
Di notte mentre l'orsa dormiva
ha sentito un cavallo che nitriva.
E come le può crescere il pelo
stando sempre in mezzo al cielo?
Dove l'ha presa l'orsa
la sua grande borsa?
E dentro quella borsa che cosa c'è?
Solo una ninna,
una nanna per te.»
E quella del lupo che dice:
«Il lupo nel cielo non ulula ma domanda,
alla natura non vuole fare paura
non vuole svegliare il bambino
che si addormenta supino,
il lupo canta il latte col miele
al suo creatore rimane fedele,
ninna nanna con la panna
ninna nanna senza la zanna.»
[...]

aus: Antonio Porta, Poesie 1956 – 1988
Mailand 1998, Arnoldo Mondadori Editore

wie es dem sohn der sirene gebührt, ist er der erste im schwimmen,
mit meergrünen augen, die haut glatt wie seetang.
will er allein sein und aus den wassern
der insel grünes auge betrachten,
so entschlüpft er gleich der alge den händen von mutter und vater,

die anderen springen desgleichen rasch in die seen
mit ihnen schwimmend die mütter.
schneeweiß die gliedmaßen in der bewegung
die körper sich krümmend im pfeilschnellen kopfsprung.
gen abend sind alle so glücklich, so müde:
nur ein wiegenlied, einzig und kurz –
rücklings fallen sie in schlaf.
wiegenlieder beseelt von himmelsblau
wie jenes der bärin, singend so:
»aus welchem anlass beginnt der bärin lauf
und warum in des himmels mitte?
des nachts im schlaf,
sie hörte ein wieherndes pferd.
und wie kann der pelz der bärin denn wachsen
sie immer seiend, ja seiend im zentrum des himmels?
und woher hat die bärin sie denn genommen,
ihre große tasche?
und da drin in der tasche, was ist wohl da?
nur eine wiege,
ein schläfchen für dich.«

und des wolfes wiegenlied, klingend so:
»der wolf im himmel, er heult nicht, nein, er bittet.
ängstigen will er niemand damit,
nicht reißen das kind aus dem schlaf,
das rücklings eingeschlummert.
von milch mit honig singt der wolf,
seinem schöpfer getreu,
ein wiegenlied ›hab dich lieb!‹
ein wiegenlied voller fried.«
[...]

Nicola Quaß

zwischen den stäben

zwischen den stäben deiner netzhaut
regnen die stunden licht-
fäden, ein fluss ohne ende,
dein blick, so kurz
vor dem ausbruch, dass
landschaftsstreifen liegen bleiben
wie grob geschnittenes gras.

plötzlich steht die nacht auf der ausfallstraße der stadt.
verwesende stunden. gewitterregen.
hinweise auf einen entgleisten sommer.

alles steht im langzeitregen,
der abend unter deiner bluse, auch die stille
der menschen im winderschlag.

nichts spräche dagegen,
noch etwas zu warten.

Als sei alles ein Spiel

In dieser Stunde, in der du dich krümmst und windest im Bett, antwortet dir ein Stern vom anderen Ende der Nacht. Allerdings leiser als bei deiner Geburt; er scheint in den Sog eines riesigen Schlundes zu geraten.

Auch sonst kannst du nur erahnen oder vermuten, was jenseits von Türen und selbst in den Wänden geschieht, ob alter Mörtel die Steine noch zusammenhält und warum manche Ritzen im Holz sich nicht mehr kitten lassen.

Und doch siehst du vieles, noch so viel. Noch gibt es Bilder, woran du dich festhalten kannst.

In Windeseile flattern sie vor deinem inneren Auge vorbei: Da schüttelst du im Garten die Quitten vom untersten Ast, als das Flugzeug ein rundes, grelles Etwas zu Boden abwirft, und du läufst, willst es mit den Händen auffangen, da du glaubst, es fiele von einem Obstbaum, der im überweiten Himmel wächst. Kurz vorm Ziel aber stolperst du und fällst auf ein bauchiges Beet, dein Retter heißt Kürbis ...

Wo du nun hingeschaut hast, ist schon Winter, und das heftige Schneetreiben behindert die Sicht, aber du bindest dir die Schuhe mit dicker Packschnur an den Skiern fest und bringst, nach mehreren Stürzen, deinem Vater im Tal den noch warmen, täglichen Maisbrei.

Und sieh da, du wirbelst dein Kastanienrothaar ein paar Mal in die Luft, bevor du beginnst an der Tafel zu schreiben, während die lausigen Mädchen in den hinteren Bänken sich an Kopfhaut und Ohren unentwegt kratzen.

Irgendwann lässt sich der Schaffhirt kurz blicken. Er ruft dich herbei und hängt sein feuchtes, ewig nach Molke riechendes Hemd an zwei Pfählen seiner Sennhütte auf. Du bist fast so alt wie der Hund seiner Herde: er jault und du schreist wie am Spieß, die unwissenden Schafe tanzen herum.

Endlose Reihen drängen sich, nach der gewaltsamen Szene, zwischen dir und der einzigartigen Wirklichkeit dieser Stunde, Schatten in allen Größen und Haltungen drohen, dich nicht mehr zu verlassen. „Vincerò“, donnert die Stimme deines beleibten Sängers. „Wir werden ja siegen!“, grölen die anderen.

Bis auf den Zeugungsakt im Meer – wie trügerisch ist das alles – höre ich dich endlich darüber murren. Nur soviel. Eingestülpt, ineinander gedrängt wie in einer Kiste, die niemand mehr will, eure Jahre, die Rankenstunden. Eingefroren in einem einzigen Satz.

Auf der Holzterasse, die jede Mitternacht knarrt, hämmert und taumelt dein anderer Mann, er nuschelt eine Vokabel zehnmal hintereinander und wieder zehnmal, bis zum Erbrechen. Bald deckt er dich ab, und eine Wolke aus Bier-, Tabak- und Blut-Speichelgeruch wird sich über dich ausschütten. Wo haben sich bloß die Tage des Anfangs versteckt?

„Zurück!“, willst du die herumtrödelnden Schattenbuhler und andere ungebetene Gäste brüsk ermahnen, bevor du dich nach links zum blinden Fenster drehst, „ich habe genug von eurer skurrilen Parade.“

Gregor auch? Da ist er, dreh bitte den Kopf noch nicht um! Er schaut in die Weite und notiert etwas auf einem Zettel. Dann sieht er, wie ein von der untergehenden Sonne melancholischer, fast irrealer Farbstrahl auf das Deck des Fischkutters fällt. Da liegst du, rotgrün schimmernde Nixe, in dich versunken, und kitzelst mit der Nagelspitze auf einem Holzbrett. Was schreibst du da? Ein Gedicht, antwortest du ihm. Und du? Auch ein

Gedicht, noch ohne Titel, lacht er und legt seinen Arm um dich. Aus zwei Gedichten wurde ein drittes, sagtest du in deiner gewöhnlichen Wortkargheit, als du ihn schon lange zurückließest. Warum schickt er dir andauernd dieselben Verse zu? Dein Mund bleibt verschlossen, du streckst nur die Hand mit einem arg zerknitterten Blatt vor: „Im dünnen Tuch und zerrissenen Rock irrt ihr gebückter Leib“ ...

Auch Gregor muss also weg, alle sind weg! Außer dem Priester. Erkennst du ihn wieder? Geschlüpft aus seinem Gewand, fasst er deine Hand und kühlt damit die pochenden Schläfen. Welche Namen hatte er dir zu vergeben? Brunnenfrau vielleicht? Du nickst. Und Psalmistin? Du nickst wieder und wirfst die Holzlöffel, mit denen deine unruhigen Hände bislang gespielt haben, zur Decke, als wolltest du jemanden dort wachrütteln. Jetzt endlich, denkst du.

Ja, jetzt. Umfallen, als sei alles bloß ein Spiel, zum Fenster ahnungslos blicken, als würde sich statt deines Sterns ein Schwarm von Pustebblumen nähern. Oder *I did it my way* weiter summen, auch wenn leiser als sonst, ein paar Takte. Und anschließend dein Weg hinter dem Vorhang, den wirst du schwerelos schaffen. Wie wär's mit: And now, as tears subside, I find it all so amusing?







In der Schwebel

habe mich vorhin einen Moment lang von oben gesehen, mit eingepacktem Kopf, wie schlafend, die beigestellten Geräte blinkten, die Infusionen tropften, frage mich, wie viel wir für tot halten, das unter einer Hülle noch lebt, Schwestern kommen und prüfen und ziehen und knipsen und drehen und wechseln und nicken und, Geräte klicken metallisch und piepsen, Schläuche versorgen mich, habe mich eingerichtet in der Schwebel, die Schmerzen sind in Leinen eingeschlagen und lassen mich wie nichts anderes spüren, dass ich noch lebe, warum stellst du sie nicht ab, oh gerechter Vergelter, warum dies alles und warum kein Ende und warum ich und warum diese Gewalt, alle Bilder flackern gleichzeitig auf, was habe ich denen getan, dass sie mich mit Flaschen und Knüppeln, fünf Halbwüchsige gegen eine Frau mit Kopftuch, was hat das mit Mut zu tun, warum muss man seine Überzeugung mit Gewalt, nicht nur diese Kerle, ich frage mich das auch, wenn im Fernsehen Bagdad und New York und Jerusalem und Madrid und London, verstehe es nicht, mein Mann versteht es nicht, auch wenn wir der gleichen Religion angehören wie die Bärtigen, die sich dort mit möglichst vielen anderen, obwohl wir unseren Glauben ernst nehmen, ich bin glücklich, durch meinen Mann überhaupt erst, ich verzichte eben nicht auf die Kleidervorschriften, das ist besser, damit sie erkannt und nicht belästigt werden, diese Kerle, fast noch Kinder, mein Kopftuch schützt mich nicht vor Halbwüchsigen, deren Anführer sein Gesicht verzieht, wie dieser Wolf, den ich einmal in einer Reportage, vermutlich von der BBC, ich weiß nicht genau, sicher fällt es mir wieder ein, in diesem Zustand fällt einem vieles ein, das man längst, aber jetzt nicht, nicht jetzt, jetzt wieder diese Bilder, als hätte ich den Videorekorder angestellt, immer wieder diese Straßenecke, Dämmerlicht und zufälliges

Aufeinandertreffen, die Wohnung keine zweihundert Meter entfernt, den Weg so oft gegangen, dass ich ihn finde, auch wenn ich dabei noch einmal den Einkaufszettel durchgehe oder an die Hochzeit vom letzten Wochenende, an der Hand geführt, schaue auf den Boden, noch zweihundert Meter, als sie mich umringen, bewege mich auf vertrautem Gelände, habe gelernt, Hindernissen aus dem Weg zu gehen, über das hinwegzuhören, was mir gelegentlich, aber diesmal, ich rieche Alkohol, der Anführer brüllt, was haben wir denn da, greift derb nach meinem Kinn und hebt es an, ich schlage seine Hand weg, Türkenpack, verdammtes, brüllt er, dabei bin ich hier geboren, meine Muttersprache ist Deutsch, genau wie ihre und viel länger, bin noch nie in der Türkei, der Anführer stößt mich zurück, los, bellt er mit seiner Wolfsfratze, die machen wir fertig, ein für alle Mal, bevor ich mich wehren kann, trifft mich etwas Hartes von hinten an der Schulter, ich verliere die Einkaufstasche, gehe in die Knie, aus den Augenwinkeln sehe ich den Blumenkohl ein Stück rollen, die Orangen kullern bis, hebe die Hände und will, ein Schlag auf den Kopf, Glas, falle vornüber, mit dem Gesicht auf einen der Schuhe des Anführers, er zieht ihn weg, tritt mir auf den Schädel, ich schreie um mein Leben und wegen der höllischen Schmerzen, Betteln und Schreien, aber sie dreschen weiter, die Beine, die Arme, immer wieder der Kopf, höre meine Knochen brechen, als würde jemand unter Wasser Äste zerknacken, weg mit diesem Scheißkopftuch, du Türkensau, brüllen sie über mir, andere Stimmen, haut ab, ihr Idioten, eine Frauenstimme ruft nach der Polizei, schnell, und einen Krankenwagen, Rauschen, Grieseln, weiß nicht, wo ich bin, spüre Plastik im Mund, ein Bass spricht über mich hinweg, GCS von 5, Druck von 100 zu 60, Puls bei 120, steigend, Kauderwelsch, bin ein Schwamm und sauge alles weg, Autotüren und ein zweiter Bass, wir können dann, ein Apparat im Wagen hat Asthma, sie nesteln an mir herum, das wird knapp, sagt der erste, Türen öffnen und schließen sich zischend, eine weitere Spritze, ich halte mich an meinen Schmerzen fest, Leute um mein Bett, einer weiß auf die Fragen der anderen die Antworten,

spricht von contusio cerebri und Thoraxkontusion, wieder verstehe ich ihre Geheimsprache nicht, sie sezieren, ohne die Stimmen zu senken, vor Patienten und Angehörigen, dann kommt mein Mann, sprechen Sie ruhig mit ihr, er hat seine großen Hände auf meinem unvergipsten Arm, weint lange und geht, eine Krankenschwester zieht am Kissen und dreht an einem Regler und spricht davon, dass wir es uns jetzt gemütlich, mein Watteschädel will explodieren, auslaufen, warum kein Ende, frage ich mich, frage ich dich, oh ar-Rāfi', und die Maschinen sondern weiterhin gleichförmige Geräusche ab, wie dieses Metronom, das ich neulich bei meinem Neffen, er spielt Geige, die Tür wird sacht geschlossen, ich treibe mit der Strömung aufs Meer, eine Kraft zieht mich nach unten, das Wasser trüb und immer heller, mein Körper bekommt endlich wieder ein Gewicht, ich tauche auf, unter, die Momente über Wasser immer seltener, eine Glühlampe platzt, die Luft, die Luft, jemand drückt in meinen Kopf, ein Gerät neben mir gibt einen Dauerton von sich, wie lange schon, war zu sehr mit dem Wasser beschäftigt, diesem Wasser aus Licht, die Tür wird aufgerissen, schnell, ruft eine Frauenstimme, Kittel rauschen, hierher, hierher, jemand packt meinen Arm, eine Hülle, ein Ärmel, und auf der anderen Seite meines Bettes

Das Gespräch der Könige

Zu einem Kapitell in Saint Lazare, Autun („Traum der Könige“)

1. König:

Ich trat wie jeden Abend, wenn die Nacht das Buch des Schweigens aufschlägt, vor mein Zelt am Rand der großen Wüste, um unter dem Firmament Herz und Seele zu öffnen für eine Sehnsucht, die mich ins Unendliche entführt. An jenem Abend aber erschrak ich, denn ein Stern, den ich dort noch nie gesehen, stand auf halber Höhe zum Sonnenuntergang hin und eine unwiderstehliche Faszination ging von ihm aus und zwang mich, die Kamele zu satteln und in Richtung des Sternes aufzubrechen, denn er verhieß etwas Großes. Wochen zogen wir durch die Wüste Hunger und Durst unsere Begleiter, aber der Stern trieb uns an. Endlich kamen wir in eine hoch erbaute Stadt. Der König, der hier herrschte, lud uns zum Mahl ein, denn wir waren vom langen Weg geschwächt und ausgezehrt. Nachdem wir uns gestärkt, entließ er uns mit der Weisung zurück zu kehren. Aber etwas in mir wehrte sich gegen dieses Ansinnen und eine dunkle Ahnung verfinsterte mein Herz. Doch als wir das Kind gefunden, dessen Stern uns nach hier geführt hat, waren wir unendlich froh und schenkten unsere Gaben, die wir mitgebracht. Dann schliefen wir einen tiefen Schlaf. Der Bote einer anderen Welt trat kaum wahrnehmbar an unser Bett, berührte mich mit seinem ausgesteckten Finger und ich erwachte und erschrak zugleich. Welche Botschaft würde er uns bringen?

„Kehrt nicht zurück zu diesem bösen König“, sagte er mit leiser aber eindringlicher Stimme, „denn der plant Unheil. Geht auf einem anderen Weg in eure Heimat zurück. Der Stern, der euch hierher geführt, wird auch auf fremden Wegen euch beschützen.“

2. König:

Kann es nicht sein, dass dich ein Trugbild täuschte von jenen, welche durch die Nächte irren, ein Feind vielleicht, der uns in eine Falle lockt? Ich jedenfalls träumte tief erschütternd, dass das Kind, dem zu begegnen uns der Himmel schenkte, als junger Mann durch einen schrecklichen Tod sterben werde: nach Folter und Schmach mit vielen Leidensgenossen in einer Gaskammer anscheinend verlassen von Gott.

3. König:

Auch ich träumte von der langen Reise durch die glühende Wüste, immer wieder von Luftspiegelungen genarrt, von der Kälte in den Nächten, aber auch von einer wundersamen Oase mit Brunnen und Früchten, kostbar wie die Liebe einer Frau. Auch erschien mir der goldene Palast des Königs mit den schönen Frauen und ich horchte seinen schmeichelhaften Worten nach Anbetung des göttlichen Kindes und Verehrung. Mir war nicht wohl bei dieser Rede, und so glaube ich, dass die Erscheinung hier kein Trugbild war. Dann wachte ich auf und noch im Halbschlaf erschütterte mich eine schreckliche Vision von Schlachtfeldern mit zerstörten Leibern und fallenden Feuern auf Städte und eine endlose Schar von Kindern unter den Trümmern zusammen stürzender Häuser. Danach hatte ich ein Gesicht, dass sich Revolutionen ereignen werden in Ägypten und anderswo, die eine heile Zukunft versprechen, aber nur neue Unfreiheit und neue Tyrannei bringen und das im Namen der Religion. Ferner sah ich Leute, die nach einem schrecklichen Massaker mit vielen Toten lauthals verkündeten, dass Verbrechen vermieden würden, wenn alle bis an die Zähne bewaffnet seien. Erwacht klopfte mir das Herz bis zum Hals. Die Gesichte, die ich hatte, waren fürchterlich.



1. König:

Ich denke, wir sollten unsere Träume und die schrecklichen Visionen jetzt hinter uns lassen, die Kamele satteln und uns voll Vertrauen in die Weisung des Himmels auf den Heimweg machen. Wir nehmen ein beschenktes Herz mit, das alle Mühe und Entbehrung lohnt.

2. König:

Aber ich befürchte, dass spätere Zeiten das, was wir erlebt und gesehen haben, was uns zutiefst bewegte und ergriff, als Legende abtun werden, die man glauben oder auch nicht glauben kann, eine Zeit, in der das Überwirkliche als Utopie geleugnet und zur Seite gelegt wird, wo nur das gilt, was man messen und wägen und mit den Augen sehen kann. Die Menschen werden dann für das Jenseitige, Hintergründige blind sein. Wir aber nehmen von dem Kind etwas mit, was unsichtbar, nicht mit den Händen greifbar ist, was aber unvergänglich unser ganzes Leben begleitet und verändert.

1. König:

Lasst uns gehen, denn der Weg ist weit.

André Schinkel

Vor dem Mond

*

Aus dem Mondbuch steigen die Vögel
der Sehnsucht, sie steigen ins Azur
deines Traums, und rufen – das gellende
„Sriii“ der Mauersegler, gemischt mit

dem Gesang der Trompetenschwäne.
Aras blühen dir auf und Alexandersittiche,
und Nandus stürzen kollernd durchs
bleichende Licht. Tapfer bleiben!, ist die

Devise ... und den graublauen Mantel
der Würde auftragen, als wäre nie etwas
anderes für uns bestimmt. Die Rücken

der Zechsteinherden durchziehen das Land,
und ein – nächtlicher Milan tränkt uns
mit Schreien. Das ist das Licht der Liebe,

**

das, vor dem Mond, sein Gefieder
durchstürzt. Sein torkelndes Fliegen ist
das Bild für das Sich-Heben und Senken
der Brüste, in den Nächten, in denen

man vor uneingestander Wollust
vergeht. Und: „Ruhe dich aus nun in deinen
Wunden“, raunt der murmelnde Mund
eines versinkenden Golems aus Glas, mit

Pegasusflügeln und dem gesammelten
Leiddruck des Planeten beklebt und belegt.
Versteinerung, apterygische Erschöpfung ...

Aber auch Brandung, die aufstürmende
Wut der Zurückgelassenen ... Welk schreitet
der Ahorn unter dem Flug, die wirren Äste

bewegt, als gälte es, das Erdrund mit Vögeln
zu bestellen, Nachtschwalben und Eulen;
als gälte es, daß die gesammelte Welt sich
erhöbe, mit Milliarden Federn und Flügeln

bestückt, sich selbst zu entfliehn. Und ruhe
nun aus – morgen ist ein anderer Tag, der den
Mond erwartet wie du, den du bestehen muß,
während er sich in Geduld faßt und einfach

vergeht. Das „Sriii“ der Mauersegler, wartend
auf dich, das zärtliche Plärren der Papageien.
Und ruhe nun aus in deinen Wunden, daß

das Licht der Erwartung endlich vergeht,
und die gefiederte Ankunft, in ihrer nächtlichen
Morphe, dich endlich trifft und erreicht.

Helmut Schmelmer

Morgenstund

Dunkel noch, vor
aufbruch der vögel, frist
für den rückzug
der träume

Spätestens
beim überfall des lichts
werden sie
geräuschlos detonieren

Kein denken mehr
an schlaf
und übers bett gestülpt
das gitterwerk
des tages

Helmut Schmelmer

Nachtwandler. Prosa

Primfrage: Um wieviel ist das Ähnliche nicht gleich?

Warum ich keinen Weg zweimal gehen mag: so lernt sich am ehesten, dazu fast unmerklich, die unerlässliche Kunst des Abschiednehmens.

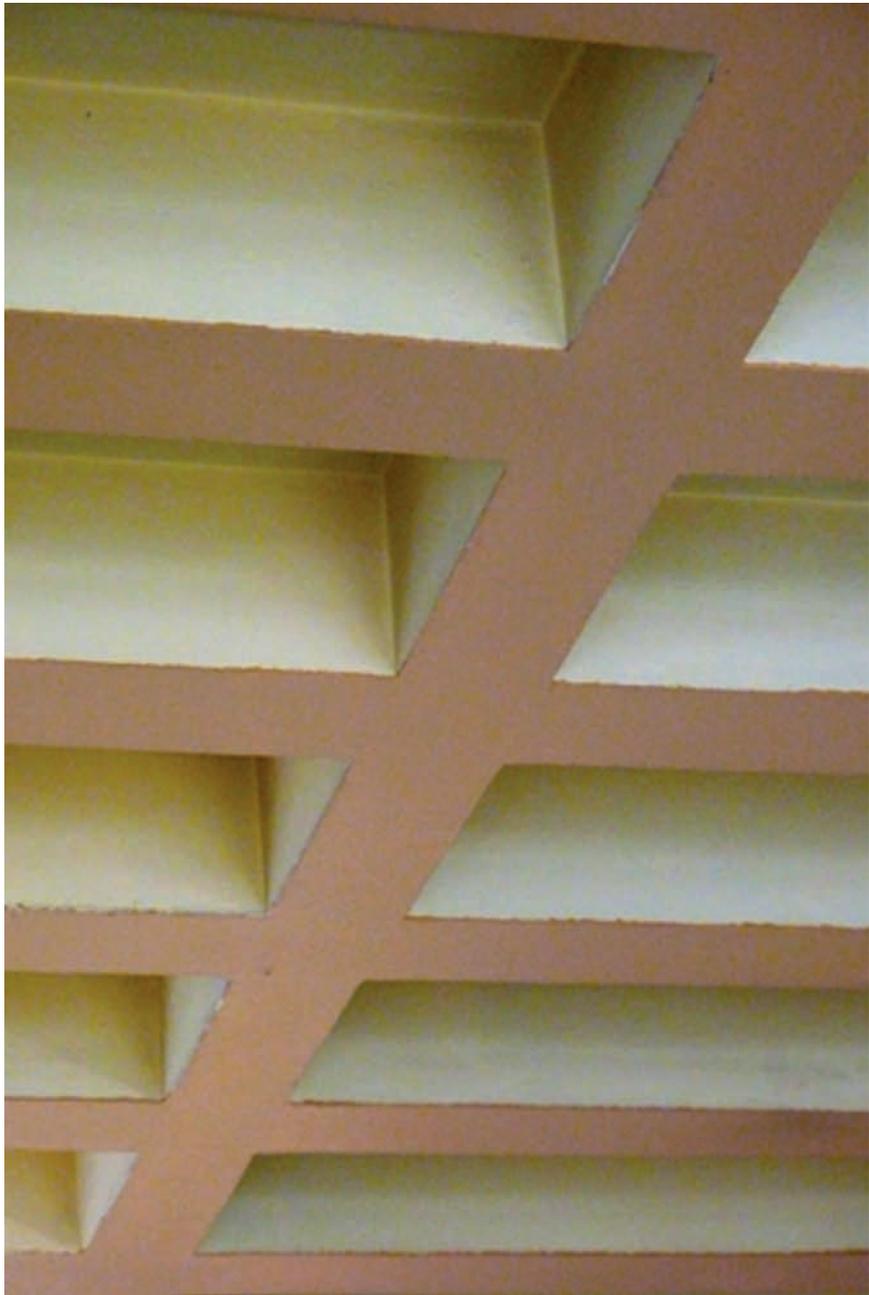
Haut kühlt aus, wie sie erglüht. Wehe nur, die Seele entzündet sich an einer anderen: Glut, die nie erlischt.

Der Leute tagtägliches Gerede: letztlich mag es gar mit Sprechen zu tun haben, mit Sprache nichts.

Zu spät: kein Wort wiegt schwerer.

Dasein oder Totsein: keine Sache der Durchblutung.

Heute nichts notiert. Als sei nichts geschehen.



Helmut Schmelmer

Rohrpost

Dialog für eine Stimme

Man muss Treppen mit uns hinuntergefegt sein, einen Silo hinab, durch ein enges schwarzes Riesenrohr, das alle Dimensionen schluckt. Mein Atem ist zu Staub geworden. Atemstaub. Durch die Nase in den gefräßigen Rachen. Vielleicht nichts weiter als eine latente Luftröhrenverengung. Jedenfalls, solange die Fesseln nicht stramm genug sitzen, ist auch mit keiner Erlösung zu rechnen.

Konzentrieren Sie sich auf Ihren rechten Arm. Merken Sie, wie er schwer wird? Eigentlich gemütlich hier. Irgendeine Dunkelkammer, in die sie uns verfrachtet haben. Doch doch, Sie auch! Spüren Sie denn nicht die Umhüllung? Das Fensterkreuz, groß und schwarz auf fahles Mondlicht gemalt? Unerträglich groß, finden Sie nicht? An seinen Knochen baumeln Flimmersterne, auf Nylon gewebt. Recht hübsch gemacht. Man tut eben was, um uns - -

Nicht berühren bitte! Lassen Sie's! Gemütlich, muss ich schon sagen. Die Arterien voll (hoffentlich die passenden Blutgruppen, sonst kriegen wir Ärger). Ach lassen Sie mich mal in Ihren Finger beißen. O, schmeckt süß! Nach Zucker, den Sie sich löffelweise zusammengenast haben. Na damals, als Kind. Vergessen?

So halten Sie doch endlich Ihre Füße still! Wohl lange nicht gewaschen? Macht nichts, fällt sowieso nicht auf, hier im Dunkeln. Gewiss, die hätten uns wenigstens besser vorbereiten sollen. Ach wissen Sie, eigentlich könnten wir auch Du zueinander sagen, was? Nun ja, man muss sich doch anpassen, meine Liebe. An die Lage, meine ich, in der wir - -. Fast denke ich, dass du schön bist. Ganz bestimmt sogar. Also gut: Sie sind schön! Zufrieden?

Dann eben nicht.

Draußen? Draußen ist Milch, meine Liebe. Magermilch. Entrahmt von Melkern mit langen blitzsauberen Fingern. Tja, die haben ihre Hände eben nicht in den Schoß gelegt – wie Sie und ich! Was hilft's, man soll nie

mehr in den Wald hinein rufen, als nach vorsichtiger Schätzung heraus schallen kann. Begreifen Sie nicht? Kommt noch, meine Liebe, kommt alles noch.

Wollen Sie sich nicht helfen lassen? Hören Sie, ich bin ein gut aussehender junger Mann. In den besten Jahren sozusagen, das müssen Sie mir schon glauben, sie haben uns kein Licht hiergelassen. Außerdem – sonst läge ich wohl kaum hier, neben Ihnen! Also: fester Wohnsitz, Steuerklasse drei, verheiratet. Ja, eine Tochter. Macht noch ins Höschen. Gibt sich alles, man muss nur recht liebevoll mit ihr umgehen. Was ich übrigens auch mit Ihnen tun werde.

Aber nein, Sie verstehen mich falsch! Ich werde mit Ihnen liebevoll umgehen – nach Lage der Dinge, jawohl. Sie werden schon noch dahinterkommen. Freier Mensch? Wie Sie meinen ... Zwangsjacke von acht bis fünf oder von neun bis sechs; auch über den Betriebsausflug wird man sich immer zu einigen wissen, die Gremien funktionieren doch bestens; nur die Abfuhr des in Ihrem Haushalt anfallenden Mülls – ganz recht: Müllaufwertung oder Rattenreigen, Sie müssen sich Ihre Freiheit eben zurechtschneiden. Nach Vorlage natürlich. Nach den Gegebenheiten, den Spuren.

Sehen Sie, ich wusste, dass wir zurechtkommen würden. Assoziieren Sie sich! Nun, zunächst einmal mit mir.

Was soll denn schon wieder dies Gezappel mit den Füßen! Menschenskind, dann verraten Sie mir doch, wie wir hier rauskommen sollen! Ohne unseren Auftrag erledigt zu haben! Oder wollen Sie lieber auf den Schemel? Der ist verdammt wacklig. Und klein, viel zu klein für zwei Füße. Die Fußspitzen ragen weit über ihn hinaus. In die Milch. Und wenn Sie nicht aufpassen, dann sackt Ihr hübsches Kinn auf den Strick, und die Augen machen nicht mehr mit, basta.

Festhalten? Wo denn? Am Gerüst? Zuckerguss, meine Liebe! Halten Sie sich besser an mir fest. Kommen Sie, wir wollen uns anpassen. Angleichen. Uns gleich sein: ich kenne Sie nicht, und Sie brauchen nicht zu wissen, wer ich bin, aber wir respektieren uns. Akzeptiert? Wir werden uns jetzt also respektvoll umarmen - -

Hören Sie auf zu schreien! Was soll das! Meinetwegen entfesseln Sie sich, aber drosseln Sie Ihre Psyche! Ich sage Ihnen doch: zu lange die Hände in den Schoß gelegt! Mein Leben für eine Bewusstseinsreparatur, die mich

um eine Stunde weiter brächte! Offenbarung? Sind Sie denn schon beim letzten Wort des schwarzen Buches angekommen? Glückwunsch, meine Liebe! Hoffentlich haben Sie nicht übersehen, dass Johannes draußen bleiben musste. Oder sind Sie eine von diesen genialen Selbsterlösern? Sie sind es nicht! Die sind nämlich rar geworden, meine Liebe, fast ausgestorben, konvertiert zu all den anderen, die auf gepflegten Sonntagabendgesellschaften ihre Dogmen und Doktrinen päppeln.

Verzeihen Sie meine harten Worte, waren nur als Therapie gedacht. Um Sie fit zu machen für unsere Aufgabe. Denn wir müssen uns endlich einigen, wir zwei, Sie und ich. Und zwar bald, draußen wird's hell, schau Sie! Zugegeben, im Dunkeln wär's leichter gewesen. Aber ich werde dafür sorgen, dass Sie weiterleben können, wenn wir erst hier raus sind. Wenn wir uns erst gemeinsam erlöst – ich meine, befreit haben. Also, sind wir uns einig? Gut. Ich werde jetzt - -

Aber was tun Sie denn da – Vorsicht, das Fensterkreuz – unsere Umhüllung – mein Gott, das Zeug ist aus Nylon! Also Sie sind wirklich toll, Lohn der Angst – phantastisch! Warum tun Sie das erst jetzt?

Eine Lerche! Sehn Sie mal, wie die aufsteigt! Müsste doch längst krepirt sein in der Milch. Schmeckt übrigens gut, diese Milch.

Vogelfrei, meinen Sie? Sie haben recht: das Leben ist ein Traum. Sagen Sie, träumen Sie öfter so schlecht?

[Als Hörspiel auf Radio Bremen 2 gesendet am 14.2.1973]



Schriftzeichen

Der Schlaf überfällt mich, als ob jemand das Licht ausschaltet. Ich bin die Puppe aus meiner Kindheit, die beim Hinlegen die Lider über den Glasaugen mit einem leichten Klacken schloss. Beim nächsten Öffnen beginnt schon der neue Tag.

Das Dazwischen kann ich nicht fassen: Es flutscht mir aus dem Sinn, kaum dass es da ist, anscheinend habe ich eine Art Traum-Alzheimer. Nur hin und wieder kommen Traumspuren an die Oberfläche meines Erinnerns.

Es gibt den Flur mit Türen, die eine wabernde Dämmerung grau gelassen hat, grau wie die Zargen, bilderlose Wände, der nackte Fußboden. Was mag sich hinter ihnen verstecken? Sind es Schlaf-, Wohn- und Kinderzimmer oder stoße ich beim Öffnen auf grobe, unverputzte Steine, die oben nur einen Schlitz freilassen, wie ein Aufzug, der das nächste Stockwerk nicht erreicht? Die sechs Türen bleiben geschlossen.

Gleich neben mir könnte sich eine Küche befinden, denn ich stehe an einem leeren Tisch, dort wo der Flur breit wird zu einer Diele mit mehr Platz, mehr Licht. Nur zwei Stühle, dabei ist der rechteckige Tisch ziemlich groß.

Ein Mann bewegt sich auf dem Flur. Ein Mann im knappen gelben T-Shirt tanzt zu Musik, die ich nicht höre, hebt Arme und Beine. Er zieht das T-Shirt hoch bis zur Brust, zeigt seinen wie einen Ballon aufgeblasenen Bauch. Seitlich auf dem Bauch ist eine Graffiti-Schrift zu sehen, dunkelbraun gesprühte Buchstaben mit einem blauen Schatten herum. Ein N,

nein, mehrere Ns, wo sind die Vokale? Oder ist es ein M, ein 1 ohne Punkt oder kleines l? Drei Zeilen mit Buchstaben, sind es Wörter vielleicht? In welcher Sprache denn? Ich muss sie lesen! Er streckt mir seinen Wanst entgegen, aber ich kann die Schrift nicht entziffern, so sehr ich mich bemühe! Ich schwitze, strengte mich an, aber ich verstehe sie nicht. Nein, ich verstehe sie nicht. Nicht ein klares Wort löst sich von seiner Haut.

Die Helligkeit des Tages saugt mir die Träume weg. Der Morgen zeigt die weiße Tür des Schlafzimmers, die Möbel und farbige Bilder an den Wänden, aber der Mann mit der rätselhaften Bauchinschrift begleitet mich die nächsten Stunden.

Trockenschwimmen

In Daniels Bart hatte sich ein kleiner Fetzen eines Salatblatts verfangen. Ich betrachtete den Fetzen, während er mit mir sprach. Ich dachte angestrengt darüber nach, wie lange der Salat dort wohl schon hängen mochte. Das Grün driftete bereits ins Bräunliche ab. Ich stellte mir vor, wie der Salatschnipsel zwischen meinen Fingern weich und schmierig sein würde, wenn ich mich vorbeugen und die Hand ausstrecken würde – Du hast da was! – und ihn aus seinen Barthaaren klauben. Dann würde ich dasitzen mit dem widerlichen welken Blatt auf der Fingerkuppe und nicht wissen, wohin.

Ich wusste ohnehin nicht, wohin.

Daniel sagte: „Meinst du nicht auch?“

Ich starrte ihn an.

„Ist was?“, fragte er mich.

Ich tippte mit der Fingerspitze auf mein eigenes Kinn. „Du hast da was.“

Er fasste sich an den Bart.

„Nein, weiter links.“ Ich tippte nochmals auf mein eigenes, haarloses Kinn.

Er tastete mit den Fingern in seinem Bart herum, berührte mehrmals den Salatfetzen, bekam ihn aber doch nicht zu fassen.

„Es ist ein Stück eines Salatblatts“, sagte ich.

„Ich hatte heute keinen Salat.“ Daniel wischte sich fahrig immer wieder hin und her übers Kinn. Schließlich löste sich der Salat und trudelte durch die Luft. Er landete auf der Tischplatte. Er hatte die Form einer bauchigen Insel, einer kleinen, grünbraunen Insel in einem sehr großen Ozean, der die Tischplatte zwischen uns war. Ich hatte den Impuls, aufzustehen, um die blaue Tischdecke aus der Kommode zu holen. Ich hätte den welken Salatfetzen vorsichtig aufheben können, das Tischtuch ausbreiten und

anschließend den Salat wieder darauf platzieren, damit er wirklich eine Insel in einem blauen Ozean war. Wir hätten hinschwimmen können. Wir hätten uns auf den gegenüberliegenden Seiten der Insel mit letzter Kraft auf den Sandstrand gehangelt. Dann wären wir lange schweigend nebeneinander auf dem Rücken gelegen und hätten um Atem gerungen.

Daniel redete weiter und mir wurde schlecht, weil der Salatfetzen auf dem Tisch lag und mich an die Fleischknorpel erinnerte, die manche Menschen während des Essens einfach zwischen ihren Zähnen hervorpulen und beiläufig auf den Tellerrand legen. Ich kann nicht weiteressen, wenn auf irgendeinem Tellerrand auf dem Tisch ein Fleischknorpel liegt. Der Magen schnürt sich mir zu. Die meisten Menschen bemerken es gar nicht, wenn ich plötzlich zu essen aufhöre. Aber Daniel wusste Bescheid. Eben deshalb störte es mich, dass er seine Essensreste einfach so aus dem Bart zupfte und auf dem Tisch liegen ließ. Auch wenn er behauptete, dass es gar kein Essensrest war. Und auf einmal kam mir das am wichtigsten vor: Zu klären, wie der Salat in seinen Bart kam.

„Keinen Salat?“

„Was?“, Daniel unterbrach abrupt seinen Satz.

„Hast du gesagt, du hattest am Mittag keinen Salat?“

Er schaute mich ungläubig an: „Hast du gehört, was ich eben gesagt habe?“

Das hatte ich nicht. Aber dringender als unsere Beziehungsprobleme schien mir jetzt der Salat. „Wo kommt der Salat denn dann her?“

Daniel blinzelte mehrmals. Er schnaubte und ruckte mit scharrenden Stuhlbeinen von seiner Tischseite ab. Er stand auf. Dann stand er da und blickte mich an wie ein verwundetes Reh. Ich hätte ihm gerne noch einmal über die Haare gestreichelt. Aber er war zu weit weg. Die Tischplatte zwischen uns war wie eine Wüste: Endlos, vertrocknet und leer. Wieder dachte ich an das blaue Tischtuch, für das es jetzt wohl zu spät war. Schwimmend hätten wir es womöglich geschafft. Gerade noch so, wir beide, schnaufend im Sand. Aber ich glaubte keinen Augenblick daran, dass es

mir gelingen könnte, von meiner Seite der Wüste aus den ganzen heißen, staubigen Weg zu diesem Salatfitzelchen zu schaffen, das eben keine Insel im Wasser war, sondern eine welke Oase, die ihrerseits Wasser versprach, wenn auch nicht viel, denn dafür war sie zu bräunlich, aber immerhin Wasser, nur, dass ich es bis dahin nicht schaffte, und auch Daniel schaffte es nicht, denn er hatte zwar näher an dem schlaffen Salatrest gesessen, aber nun stand er da. Und ich hatte ihn aufstehen lassen. Er wandte sich ab. Ich sagte: „Bleib bitte da.“ Und er drehte sich noch einmal um. Und ich sagte: „Oder nimm wenigstens den Salat mit.“

Thomas Seeger

Liquide Bilder

Liegen wir im zu genau bemessnen Licht?
Im verlassenen Kieswerk 'Idee'?
In unseren Abgelegenheiten, Aufzeichnungen oder
Abräumen?
- Wo genau liegen wir?

So oder so
aus dem Schlaf
gerissen,

zu 'bleibender
Flüchtigkeit!'

Wie die Schwere, die
überall wuchert,

- träumend; ein Teil des
Verkehrten!

Sperrzonen, Giftschlösser ...
Es gibt eine Landschaftserinnerungspflege.
Es gibt, gesehen aus rasenden Fenstern,
eine Landschaftspornografie.

Es gibt auch Baumstaben,
in langen Reihen rote Früchte tragend,

die zusammengelesen ein
Landschaftsgedicht ergeben.
Wir bewegen uns immer schneller.
Wir nähern uns der Lichtgeschwindigkeit.
Wir sind Netze, in denen sich ein
'Nichts' verfängt – ein brausendes!

Und die Landschaften haben sich in uns
verkrochen, eingekapselt, sind
Narbengewebe-Erinnerung oder
Kitsch geworden ...,

– sind 'War-heit' jetzt im Sinn von
'Ware' und 'gewesen'. Und so
beginnt die Zeit der
Wasserschaften!

Es gibt diese Gewächse an Straßenecken und in
Hinterhofschächten: verlorene Zeichen taktiler
Texturen,- wie winkend manchmal.

Mein Gehen generiert neue Vegetationen, ver-
zerzterspiegelt auf Glas - ein Schattenwald
mit flitzenden Lichtvögeln am Blickfeldrand.

Winterschrift wuchert. Lass los die rasenden
Räusche. Schwarze Gestalten der Bäume:
im Schneelicht verbrannte Insekten.

Nimm die Beine: nach blutigen Zusammen-
stößen mit Reklamen, Vögeln und
Bierflaschenscherbenmosaiken ...

Unterm Schnee wuchert tintige Schwärze mit
darin noch unaufgeklärten Alfabeten einer
neuen, noch nicht gekannten Verschlagenheit.

Regengewächse! Lasiertes: gezuckert mit Alp-
traum. Färbige Fobien beim Durchquern der
Pissagen. - Lags an den Lichtverhältnissen?

Dann in der Untergrund, vorbei an fast leeren Perrons.
Nur so'n paar Kunstlichtleichen auf so roten Plastik-
schalensitzen, die dir noch seltsam hinterherstarrn.

Es ging mir nur darum, die
ERZÄHLUNG zu beenden,
sie – buchstäblich – aufzulösen ...

(: nicht hängenzubleiben in den
eigenen, den abgegriffenen
Fiktionen!). –

Dann aber schweigen im Unterwuchs;
Verlassen des zentralen Punkts;
die Beweiskraft bezweifeln ...

oder weiter zu reden wie weiter zu fahrn:
in zynischen Zügen über letzte
Grenzen

um alsdann eine Karte jenes Geländes zu zeichnen,
die das Wesentliche camoufliert
und wie verschwinden lässt

in einem weißen Loch (annex Vortex) auf dem Papier,
das dort entsteht, sobald

ich meine Augen senk' ...

//... abgerissner Faden des Gesprächs mit der eigenen Bio=grafik;
verendende Echos von Erzählungen und Romanen, die
niemals stattgefunden haben!;

- Gespinste aus Traum und Staub.
Fiktion als Fluchtbewegung,
(-... 'tautologische Ausflucht!').

Ein aus dem Geheimniszustand Entlassener bist du,
deine festen Wirrnisse einlösend gegen entschlei-
erte Fernen.

Sozusagen ins Offene gezerrt immer / liquider Bilder,
bis hin zum äußersten Rand jenes Schattens, der du
bist.

Der Schnee war wie ein Bild des Todes.
Vielleicht sprach er über ein Gefühl...
Doch warum ein Bild so lang erhellen
bis man nichts mehr erkennen kann?

Das Gefühl kam wie über eine Grenze gekrochen,
hinter Eis- und Graupelwänden hervor
und riss dich zurück in das Scharfe,
in das gegen dich Gekantete!

Blätterwanderung

Eine Zeit lang lebte ich mitten im Wald, in einem kleinen Holzhaus. Am Tag nach dem Einzug bemerkte ich auf einer ersten Wanderung seltsame Linien auf dem Waldboden. Hellgrün, dunkelgrün, manche fast braun, bewegten sich diese Linien zittrig voran, wie altersschwache Schlangen, und jede Linie, jedes lang gezogene grüne Band, strebte in eine andere Richtung. Ich schaute genau hin: Blätter waren das, wandernde Blätter, die sich vom dunklen Waldboden abhoben.

So etwas hatte ich noch nie gesehen. Ich kannte nur Blätter, die am Baum hingen, unbeweglich durch die feste Verbindung zum Ast, oder Blätter, die im Herbst bräunlich blass am Boden lagen, unbeweglich durch den jahreszeitlichen Tod. Blätter in Bewegung gab es für mich nur vom Wind über Feld und Weg geblasen oder von spielenden Kindern getrieben. Hier wanderten die Blätter plötzlich selbstständig durch den Wald, als wären sie lebendig, als hätten sie einen Willen und eine Vorstellung.

Jeweils eine Art ging zusammen. Ich sah Linien von Eichenblättern, von Buchenblättern, Blätter vom Ahorn und viele, die ich als Stadtmensch nicht benennen konnte. Sie bewegten sich fort, indem sie auf den kleinen Stielen hüpfen. Von Nahem betrachtet wirkte es elegant und beschwingt: eine lange Blätterreihe, jedes Blatt auf einem Bein hüpfend. Die Blätter neigten sich synchron zur Seite, zum Beispiel nach links, knickten dann im Stiel leicht ein und hüpfen etwa einen Zentimeter weit, alle in eine Richtung. Größere Blätter hüpfen etwas weiter. Kreuzten sich verschiedene Blattlinien, galt das Reißverschlussprinzip, brav warteten die Blätter, bis sie an die Reihe kamen. Es war unglaublich, ein eigenständiges, absichtsvolles Handeln von Blättern hätte ich nicht für möglich gehalten.

Lebt man allein mitten im Wald, gibt es wenig zu tun. Von nun an studierte ich das Phänomen der wandernden Blätter und erkannte: Die Blätter verließen ihre Bäume. Aus mir unbekanntem Gründen wanderten die Blätter eines Baumes den Stamm hinab, zogen über den Waldboden zu weit entfernten, kahlen Bäumen, um diese zu erklimmen und die leeren Stellen an den Ästen zu bevölkern. Dabei wurde auf die Art des Baumes keine Rücksicht genommen. Ich sah Eichen mit Ahornblättern, Buchen mit Weidenblättern und ich sah Feigenblätter an Affenbrotbäumen. Es gab sonnige Tage mit intensiver Wanderung auf dem warmen Waldboden und kühle, ruhige Tage, an denen nur die Tiere und ich umherstreiften, die Blätter aber ruhten.

Immer zogen sie zu einem besseren Baum. Besser, das hieß: wertvoller im Sinne der Blätter. Entweder gab es mehr Licht, oder weniger, wenn das für die Blätter angenehmer war. Oder es gab mehr Wasser, einen nährstoffreichen Boden, vielleicht auch eine bessere Ausstattung zur Bekämpfung der gefräßigen Blattraupen. Die Blätter suchten sich einen Wirt, der ihnen eine goldene Zukunft versprach, zum Ausgleich gaben sie ihm die fotosynthetisch gute Versorgung.

Woher kannten die Blätter ihr Ziel? Ich glaube, die Bäume betrieben Werbung. Über Kanäle, für die ich keine Sinne besaß, vielleicht durch ihre Wurzeln oder durch chemische Signale in der Luft, priesen die Bäume ihre günstige Lage, ihre Jugend oder ihr freundliches Wesen und veranlassten die Blätter eines vermeintlich schlechteren Baumes zur Abwanderung. Der nun verlassene Baum stürzte sich seinerseits unverzüglich in die Werbung um neue Bewohner für seine kahlen Zweige.

Das geschah im Frühjahr. Ich stellte mir den kommenden Herbst vor: Die Bäume tragen Früchte. Nicht nur Blätter, auch lange Reihen stacheliger Kastanien rollen durch den Wald, Eicheln torkeln nebenher. Bucheckern müssen sich von Blättern helfen lassen, alleine können sie nicht laufen. Alle sind sie unterwegs, einen vermeintlich wertvolleren Wirt zu besetzen.

Ich stellte mir Tiere vor, die gelernt hatten, beim Blätter- und Fruchtransport als Träger auszuhelfen. Am Ziel bekommen sie einen Teil der getragenen Last als Lohn zum Verzehr.

Dann, eines Morgens im Sommer, bemerkte ich, dass die Zimmerpflanzen, die ich in meinem Holzhäuschen ans Fenster gestellt hatte, kahl, entblättert und trübsinnig in ihren Töpfen standen. Ich verstand sofort. Die Blätter hatten sich entschieden.

Ich hatte genug von diesem Wald, seinen Bäumen und seinen Blättern und ging zurück in die große Stadt, aus der ich gekommen war. Aber die Stadt hatte sich verändert. Kinder wanderten umher, allein, in kleinen Gruppen, oder Hand in Hand in langen Reihen, sie zogen durch die Straßen, durch die Parks und am Fluss entlang, entschlossen, zielstrebig.

Tobias Stenzel

Das versteinerte Kopfkissen

Eine gewaltverherrlichende Schrift

Als ich mich, wie in jeder Nacht, gegen Null Uhr dreißig schlafen legen wollte, musste ich verärgert feststellen, dass das Kopfkissen über Tag die Härte von Felsgestein angenommen hatte. Ich forderte meine nächtliche Kopfunterlage auf, unverzüglich zur gewohnten Geschmeidigkeit zurückzukehren. Die Eindeutigkeit meiner Aufforderung konnte von Seiten des Kopfkissens nicht geleugnet werden. Dennoch veränderte es seinen Zustand nicht. Über diese mutwillige Ignoranz geriet ich so sehr in Zorn, dass ich das Kissen nahm und es windelweich schlug. Auf diese Weise gelang es mir, die ursprüngliche Beschaffenheit des Kopfkissens wiederherzustellen. Beruhigt legte ich mich nieder und schlief ein.

Ludwig Verbeek

Zwei Alpträume

Paradise regained

Wer Kurzweil heißt
wird ewig leben
wenn er nicht vorher stirbt

Im hirngespinsten
Paradies auf Erden
wird er Ahasver sein

Im Roboter-Erlösungspark
worin die Menschen
dereinst grasen werden

Ahasver unerlöst auf ewig
schmatzt in des Teufels Küche
unterm Rauchfang Luzifers

Weil er vergaß
das Stirb und Werde
als Gast auf dieser Erde

Ludwig Veerbek

Ahrimans Traum

In des Lichtgotts Gewand
trag ich die Nacht
und mein Mund
verdreht der Wörter Sinn
in euren Ohren

Und eine unsichtbare Hand
bedient meine Schalter
der Macht

Verführt zu einer Freiheit
ohne Grenzen
lechzt ihr nach Terror
um euch selbst zu spüren

Nichts übrig bleiben
wird von euch

Von meiner Finsternis
total verschluckt
fallt ihr der Dunkelheit anheim

Werner Weimar-Mazur

lavendelatem

lavendelatem
über die fluh bricht bläue
in diesen rauhwackensommer
kalkklüftig war das jahr
und ohne geschichten aus dem mandelland
und ohne das meer
das dir salz ins gesicht wirft
lass flattern dein weißes kleid wie ein segel
leg ab das schwarz
die witwentage sind vorbei
häng dein haar in die gischt wie ein netz
die fische können heut fliegen

Werner Weimar-Mazur

die mondschale gefüllt

die mondschale gefüllt mit nacht
und vor das fenster gestellt
schatten stimmen silberfäden
ergießen sich über dein haar
du vergräbst worte unter der steineiche im garten
für schatzsucher kommender tage
eulen beobachten dich

und wenn du dich schlafen legst
unter dem schafwollenen gras
in der zikaden ton
in der erdwärme des safrans

aus seinen fäden webe ich das gewand für die morgenröte
die mit ihren schamloslippen das firmament umfängt
und mit dem letzten lied der amsel stirbt

dann kehre zurück in die fremde / mit der du vertraut bist



Werner Weimar-Mazur

lethe | mnemosyne

das dritte ist das zimmer meiner kindheit
stimmen wohnen darin | verschlüsselt die tür
das schloss ist ein zauberschloss | simsala und bim
mutter steht in der küche und kocht
essen für den nächsten tag vor

meine Lieblingsfarbe ist das schweigen
wenn die nacht wieder ein raubtier war
und mich der morgen ohne eine lüge begrüßt
du fädelst worte auf eine kette
die du dem großen bären um den hals legst
hinter der tür putzt vater die schuhe
sieben meilen sind es noch bis zum grab

das zweite ist das zimmer | in dem der sommer wohnt
nachts liest er bücher über den tag
spricht viel vom schweigen
und wen er im ersten zimmer gesehen hat
schnee weiße tücher | auf allen möbeln

der stuhl und die tischplatte
tragen noch deine kratzer
aus dem gleichen holz ist mutters sarg
kirschbaum oder eberesche
ich konnte das nie unterscheiden
vater hat sie mit eigenen händen gesetzt
welchen tag haben wir heute

Standpunkte

Poetry-Polis

Ein Gespräch mit Hıdır Çelik



[Foto: Jürgen Eis]

Ihr seid die Poeten, die formen und gestalten

Mit dem Rad fahre ich durchs Stockentor der Bonner Universität, dann über den Marktplatz, ich biege beim „Metropol“ in die Brüdergasse ein, am Lenker hängt meine kleine Tasche mit Hıdır Çeliks Gedichtband „Noma-den“, darin steckt mein Zettel mit den Fragen, die ich Hıdır stellen will. Mir war aufgefallen, dass in seinen Gedichten immer wieder vom Traum die Rede ist und von der Verschmelzung von Poesie und Politik. Das soll

mein roter Faden sein im Gespräch mit Hıdır Çelik, dem Leiter des MIG-RApolis-Hauses in der Brüdergasse – eine sprechende Adresse! Immer wenn ich mein Rad an das Geländer der Unterführung zur Oper anschlieÙe, denke ich: eine bessere Adresse kann das Institut für Migrationsforschung und Interkulturelles Lernen (BIM) und die Evangelische Migrations- und Flüchtlingsarbeit Bonn kaum haben.

Im Treppenhaus stechen die Wandzettel ins Auge: „Das Haus der Vielfalt ist ein Haus des Lernens ... Dieses Haus sieht Vielfalt als Reichtum ... ist Zufluchtsort ... Die Bibel versteht Migration als Grundgegebenheit. Gottes Volk zieht aus der Knechtschaft. Gottes Sohn war Wanderprediger. Unsere Religion ist ‚nichtsesshaft‘.“ Im ersten Stock befindet sich Çeliks Büro. Er schaut vom Schreibtisch zur Tür. Durchs Fenster hinter ihm sehe ich über die Klostermauer von St. Remigius hinweg in die ausschlagenden Bäume.

„Ein Mensch, der nicht träumt, | erreicht niemals die Küste ...“, schreibt Çelik in seinem neuen Gedichtband Nomaden (S. 43). Ja, sagt er, Träume sind der Kompass für unsere wesentlichen Ziele. Traum und Leben sind Zwillinge. Als Kind entwickeln wir unsere Phantasie in der Realität des Spiels, wir dürfen als Erwachsene das Träumen nicht verlieren. Ich bin ein politischer Dichter. Ich kritisiere das politische System, wenn es Menschenrechte verletzt und Menschenwürde nicht achtet. Mein Traum ist eine Welt ohne Krieg, ohne Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, ohne Ungerechtigkeit – ich will Gleichheit, Wohlstand und Frieden für alle, und „... es gibt keine Grenzen, die den Fluss der Herzen trennen.“ Das ist keine Utopie, meint Hıdır Çelik. „Ich erblicke meinen Traum der Zukunft in deinen Augen | und entdecke dich ...“ (S. 13)

Ein Menschenleben bewährt sich in seinem Werk, das ein Gedicht eines neuen Bewusstseins sein soll. In diesem Werk überleben wir den Tod: Als Abschied von einem falschen oder unvollkommenen Bewusstsein: „Poesie | ist der Tod, ein Abschied aus dieser Welt“ und in der Weitergabe unserer geläuterten Ideen: „Poesie | ist geschriebenes, gesagtes und gesungenes Lied“ (S. 17f.). Unser Tun wirkt über unseren Tod hinaus. Thomas Mann

und Bert Brecht sind nicht tot. Das Gleiche gilt auch für einfache, namenlose Menschen.

„Poesie | ist Nichts und Alles“ (S. 18). Die Welt, Gottes Schöpfung, ist aus dem Nichts entstanden. Sie ist dynamisch wie Poesie. Traumstoff. Dieser Stoff schläft in jedem Menschen. Er kann ihn zum Reden bringen – in seiner Haltung, im Gespräch und im Handeln. Aus dem Nichts der Form entfaltet sich die Poesie der Tat. Vielleicht ist das die Seele. Ich kann sie nicht beweisen. Aber der Glaube daran beruhigt mich, gibt mir inneren Frieden, sagt Hıdır Çelik. Dieser Glaube ist mein Reichtum. Der Tod ist keine endgültige Lösung, sondern Übergang in einem ewigen Prozess von Traum und Leben.

Das erinnert an Richard Rortys Gedanken zur Politik, sage ich, von religiösen Aspekten mal abgesehen. Rorty postuliert in seinem Buch „Kontingenz, Ironie und Solidarität“ (1989) Freiheit statt Wahrheit, er ermuntert zur Selbsterschaffung der Einzelnen als mündige Gesellschafter einer staatlichen Gemeinschaft, Nietzsches Gedanken im Zarathustra aufgreifend. Ich denke auch an Josef Beuys' Begriff der sozialen Plastik. – Ja, sagt Hıdır Çelik, Politik muss poetisch sein. Sie fängt im Einzelnen an. Jeder muss sich selbstkritisch erfahren, die ‚Migration in sich selbst‘ bestehen, nur so kommt es zum Verständnis der Mitmenschen.

In der Kindheit erfahren wir, wenn wir Glück haben, eine unbeschädigte Heimat, sagt Hıdır Çelik. Unsere Kindheit tragen wir wie einen Sack Proviant durch unser Leben, davon zehren wir. Aber es gibt keine Heimat ohne Abschied, kein Leben ohne Abschiede von kindlichen Positionen, ohne Verluste kindlicher Harmonie. In meiner Kindheit habe ich mich nicht ethnisch orientiert. Ich empfand mich als Mensch wie jeder andere. Später stand ich einer ökologisch verletzten Natur gegenüber, ich erkannte die Zerrissenheit einer unpoetischen Welt. Ich trage die Bilder meiner Kindheit im Kopf, die Landschaft Dersim, die Berge von Hakkari, den Fluss Munzur, „der meine Tränen trägt“. Jetzt ist das Rheinland meine Heimat. Ich bin Kurde, Türke, Deutscher, Rheinländer. Ich habe Menschen zu Freunden. Ich weine nicht als Türke oder Kurde ..., sondern immer als

Mensch. Das ist oft nicht einfach, ich weiß, viele Menschen stecken einen gern in ihre Schubladen.

Hıdır Çelik holt sein Buch „Der Fluss meiner Träume“ aus dem Regal und liest mir einige Passagen vor. Ich bin wie die Zugvögel, sagt er, auf der Reise nach der Heimat meiner Sehnsüchte. Ich wollte raus aus der Kleinheit der Dörfer, hinein in die Städte. Ich war neugierig. Ich wollte die Welt erforschen. Ich suchte auch andere Kulturen. Als meine Eltern schon in Deutschland waren, machte ich in der Türkei mein Abitur. Dann kam ich auch nach Deutschland und studierte Maschinenbau in Siegen. Während eines Praktikums bei Klöckner-Moeller in Bonn wurde ich Gewerkschaftler bei der IG Metall und vertrat fünf Jahre lang die Interessen der Arbeitnehmer. Dann studierte ich an der Bonner Universität Politikwissenschaft, Soziologie und Vergleichende Literaturwissenschaften, während ich weiter arbeiten ging. Ich schrieb meine Dissertation 1995 bei Professor Jacobsen über das Thema „Die Migrationspolitik bundesdeutscher Parteien und Gewerkschaften“. Nun bin ich seit zwanzig Jahren Leiter der Evangelischen Migrations- und Flüchtlingsarbeit.

Ich habe mich als Jugendlicher nie einer Religion zugehörig gefühlt, wenn auch meine Eltern Alewiten waren. Später in Deutschland fühlte ich eine gewisse Nähe zum Christentum. Dabei hat sicherlich meine alewitische Herkunft eine große Rolle gespielt. Für mich gehören Religionen und Sozialismus zusammen. Jesus Christus sehe ich als gewaltlosen Sozialrevolutionär, zumindest war er das in seiner Zeit. Er predigte gegen Ungerechtigkeit. Mir ist der Glaube wichtig, meine soziale Überzeugung und Verantwortung gegenüber Menschen. Über alle institutionellen Formen von Religionen muss man kritisch diskutieren. Glaube ist etwas anderes. Auch da finde ich Heimat.

Ich frage Hıdır, was ihm Lessings Ringparabel bedeutet. – Die Parabel betrifft die drei großen abrahamitischen Religionen. Im Dorf meiner Kindheit gab es einen Brunnen. Wenn wir Kinder Wasser holten, ging jedes seinen eigenen Weg. Ich denke, es ist egal, welchen Weg du zu Gott gehst, wenn du nur den Brunnen erreichst und das Wasser daraus schöpfst. Das Wasser ist der Glaube, das Leben, und überall ist Gott derselbe Gott. Es geht bei dieser Frage um das Ziel, es gibt viele Wege zu diesem Ziel.

Was ist dein Bonner Traum?, frage ich Hıdır Çelik. – Ein Haus voller Poesie, sagt er, für Poeten, Schriftsteller, Migranten ... für alle. Hier gilt wieder die Gleichung: Poesie ist Politik. Die Poesie ist eine besondere Sprache deiner Bewusstwerdung und der Bewusstmachung anderer. Poesie ist die Botschaft: Du darfst und du sollst träumen von einer besseren Welt. Sie ist machbar, wenn wir alle miteinander reden und uns nicht gegenseitig in unsere Schubladen stecken oder ausgrenzen.

Deshalb hat Hıdır Çelik 1998 auch den Free Pen Verlag gegründet. Dort erscheinen belletristische oder migrationsfachliche Bücher von Autoren mit Migrationshintergrund genauso wie Bücher deutscher Autoren aus Bonn und ganz Deutschland. Der Verlag ist mit dieser Doppelnatur einmalig in Deutschland. Die Edition „Klotho“, die der Bonner Schriftsteller Rainer Maria Gassen als Herausgeber und Lektor betreut, entstand auf Anregung des deutsch-griechischen Autors Giorgios Krommidas.

„Ein Mensch, der nicht träumt, wird niemals glücklich sein.“

Ulrich Bergmann

janus zwischen den himmeln

zum roman „Doppelhimmel“ von ulrich bergmann

Free Pen Verlag, Bonn 2012

der klappentext umreißt den autobiographischen handlungsrahmen von ulrich bergmanns erstem roman nach mehreren erzählbänden: „Der zweite Weltkrieg ist zu Ende. Janus Rippe wächst bei Usch, seiner Mutter, und den Großeltern in Halle an der Saale auf. Robert, sein Vater, lebt als Kriegsgefangener in sowjetischen Straflagern und wird für tot erklärt. Usch heiratet sieben Jahre später den DDR-Richter Hardy. Kurz darauf kommt Robert aus der Gefangenschaft wieder.“ vater und sohn gelangen wenig später nach bochum und dann nach bonn, während die mutter und die inzwischen geborene schwester in halle bleiben. ulrich bergmann erzählt die geschichte aus der subjektiven perspektive der figuren, überwiegend aber aus jener des sohnes.

der vorspruch, oder vorvers, zum buch, „Vaterland ist abgebrannt / und Mutterland ach so allein. / Mitten im Herzen steht die Wand / zwischen Saale und Rhein.“, erinnert an das lied „Maikäfer flieg! Der Vater ist im Krieg. / Mutter ist in Pommerland, / Pommerland ist abgebrannt. / Maikäfer flieg!“ vater und mutter waren hier möglicherweise ursprünglich göttliche figuren. in andern varianten steht statt pommerland engelland, das land der engel, das wohl ein jenseitsreich war. in achim von arnims und clemens brentanos liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ findet sich der text: „Maikäferchen, Maikäferchen, fliege weg! / Dein Häuschen brennt, / Dein Mütterchen flennt, / Dein Vater sitzt auf der Schwelle, / Flieg in Himmel aus der Hölle.“ auch das assoziiert kriegserfahrungen. die schwelle könnte jene zwischen leben und tod sein. in der „Maikäferkomödie“ des österreichischen schriftstellers joseph viktor wiedmann (1842 bis 1911) heißt es: „Maikäfer flieg! Allvater ist im Krieg. / Wo ist das schöne Himmelland? Himmelland ist abgebrannt. / Maikäfer flieg!“ allvater läßt an odin denken, der, vater der götter, zugleich kriegsgott und vater der toten war. vielleicht wurde der maikäfer einst, ähnlich wie der marienkäfer, als himmelsbote zu den göttern geschickt.

im titel „Doppelhimmel“ klingt christa wolfs roman „Der geteilte Himmel“ an. der name janus verweist zunächst auf die teilung des jungen und der familie infolge der objektiven historischen umstände. man hätte das buch auch „Die geteilte Seele“ nennen können. aber so geteilt sind die seelen von autor und figur gar nicht. ulrich bergmann will vielmehr versöhnen und vermitteln. und dies scheint auch bereits im charakter des Kindes janus angelegt. schließlich war janus ein gott der anfänge, türen, tore und durchgänge.

ebenso wären „Narziß und Janus“ oder „Der geteilte Narziß“ mögliche titel gewesen. denn janus ist überdurchschnittlich träumerisch veranlagt sowie ichundphantasiegelekt, was mitunter auch ironisiert wird. das buch enthält mehrere ausgesprochen narzißtische szenen. das kapitel „Das Bronzepferd“ beginnt mit: „Im siebten Jahr verliebte sich Janus.“ das klingt wie „Im siebten Jahr der Welt verliebte sich Janus.“ und scheint schöpfungsmymen aufzurufen. ebenso läßt der name janus rippe adams rippe assoziieren.

am dichtesten und innigsten finde ich die aus kindlicher perspektive beschriebenen märchenhaften, unbeschwerten, wilden und heiteren erlebnisse der kindheit, etwa in den kapiteln „Das Bronzepferd“, „An der Angel“ oder „Wasserspiele“, die, neben kindlichen größenphantasien, oder sogar damit verbunden, viel lebensweisheit enthalten. „Wasserspiele“ endet mit einem lebensphilosophischen dialog zwischen großvater und enkel. in solchen abschnitten bilden kindliches erleben und autorenerfahrung eine einheit und balance nach beiden seiten hin.

ein wenig nostalgisch überhaucht mutet die kindheit freilich schon an. zugleich wirkt sie sehr autonom, ja bisweilen fast raumschiffartig, was ihr die dimension eines refugiums sowie von zeitlosigkeit oder einer zeit außerhalb der zeit gibt. die beschreibungen der elterlichen und großelterlichen wohnungen lassen ans bürgertum des ausgehenden 19. jahrhunderts denken, wie es etwa theodor fontane beschrieben hat. in den kulturbürgerlichen musischen und literarischen interessen und prägungen der erwachsenen und besonders des Kindes schwelgt ulrich bergmann durchaus auch mal.

janus wird am ende des zweiten weltkriegs während eines luftalarms geboren. „geborenwerden ist wie luftalarm“, notierte ich einmal. vielleicht kompensiert seine liebe zur musik die erfahrung der geburt in einer bombennacht. die kindheitsepisoden beschreiben familiäre normalität, manche jedoch auch, wie sehr kinder, und erwachsene kaum weniger, kräften folgen, die sie selber nicht erkennen und kontrollieren können. die übergänge zwischen kindlichem abenteuer und krieg der erwachsenen bleiben fließend.

gegenüber den beschreibungen der kindheitswelt wirken die tagebuchartigen und dokumentarischen berichte, etwa der traumatischen kriegsteilnahme und kriegsgefangenschaft des vaters, teils wie fremdkörper. und sie dringen ja auch als solche ins leben des kindes ein. der autor arbeitet in diesen passagen bewußt mit minimalistischen sprachlichen mitteln, die zeigen, wie der krieg die menschen überfordert. die sprache entspricht so dem reduzierten leben oder wahrnehmungsfeld oder bewußtsein der figuren. die blindheit der erfahrung sei der ausweis ihrer authentizität, zitierte heiner müller ernst jünger. ein zentraler satz in „Doppelhimmel“ ist für mich der des vaters robert: „Ich bin dem, was ich erfahren und erlitten habe, nicht gewachsen.“ kriegsgefangene waren als sündenböcke racheobjekte und projektionsflächen. feinde werden unter menschen produziert, wenn man sie braucht.

das kind janus will die erfahrungen des vaters verstehen, die jedoch objektiv, da es sie nicht gemacht hat, zumindest teilweise, weil fremd und fern, unverständlich erscheinen müssen. mitunter hat man das gefühl, daß der verlust des vaters während der ersten sieben lebensjahre für janus vor allem eine narzißtische kränkung war. der vater selbst stellt nach seiner rückkehr radikalere fragen, weil er extremeres durchlitten hat. „Man muss nur tief genug unten sein, dann ist der Himmel nah.“, sagt er an einer stelle. „Sobald einer ein Gebrechen hat, hat er eine eigene Meinung.“, schrieb lichtenberg.

neben der beschreibung kindlicher paradiese ist der tod, und damit die bedrohung, ein untergründiges motiv des romans. am ende aber siegen, und das hat etwas märchenhaftes, die paradiese. in einem brief schrieb ulrich bergmann: „Aus dem Paradies muss ich auch täglich fliehen, schon deswegen, weil ich es morgen wieder besuchen will, und zwar das Paradies, das ich mir baue.“ und „Oft wenn ich das Paradies verlasse, gehe ich in ein neues, oder ich merke, daß der Ort, den ich verließ, um ins Paradies zu gelangen, schon das Paradies war. Dann habe ich das Paradies gar nicht verlassen? Ich glaube, nur wenn wir unsere Paradiese verlassen, waren es Paradiese. Nur wenn wir unsere Paradiese fliehen, gewinnen wir sie.“ glücklich, wer so denken und leben kann.

holger benkel

Die Zauberin hat ausgeträumt

Gedanken einer DICHTUNGSRINGerin zum Tode der Dichterin Sarah Kirsch

*Nebel zieht auf, das Wetter schlägt um. Der Mond
versammelt Wolken im Kreis. Das Eis auf dem See
hat Risse und reibt sich. Komm über den See.*

Als ich erfuhr, dass Sarah Kirsch am 5. Mai mit achtundsiebzig Jahren in Heide gestorben war, kamen mir sofort wieder diese Zeilen am Beginn ihrer *Zaubersprüche*¹⁾ auf die Lippen, deren Rhythmus mir seit langer Zeit so sehr ins Eigene übergegangen war, dass sie fast wörtlich vor zwanzig Jahren in meinem *Anachoreten* auftauchten, was ich allerdings erst realisierte, als ich ihn kürzlich zum Zweck einer Neuauflage überarbeitete.* Doch bezeichnenderweise ist dort der zweite Teil weggelassen, in dem die Zauberin lockt: *Komm über den See*, obwohl er bereits Risse aufweist und zermalmende Eisschollen - oder vielleicht gerade deshalb, weil sie dem Gerufenen den Untergang wünscht? Doch ist es bereits die so einprägsam rhythmisierte schlichte Beobachtung des Wetters, das umschlagen könnte in eine hinterhältige Gefahr. Dass dies nicht weiter auffällt, liegt nicht nur an der Übergangslosigkeit zu der gefährlichen Aufforderung, die nur auf den ersten Blick von der Sehnsucht nach dem, der kommen möge, geprägt ist, sondern auch daran, dass starke Wetterumschläge vom Menschen ursprünglich als höchst bedrohlich empfunden wurden, mit anderen Ängsten festgehalten in jenem *In der Welt habt ihr Angst*. Derart doppeldeutig und hintersinnig sind fast all ihre Gedichte.

Ihre scheinbar naive Ehrlichkeit erzeugte bei hoch gestimmten Rezensenten zunächst allerlei Missverständnisse, denn einige hatten keineswegs begriffen, dass diese ‚Naivetät‘ (wie die Philosophen sie früher zur Unterscheidung nannten) aus der Aufrichtigkeit des Nichtwissens rührte, des sich bescheidenen Eingliederns in die Mit-Natur, seien es Bäume, seien es Winde, und eben nichts Ungebildetes, hinter den sieben Bergen oder später dann im Norddeutschen Zurückgebliebenes. Als Peter Hacks den eigentümlich-lyrischen Ton der Dichterin heruntermachen wollte, indem er vom *Sarah-Sound* sprach, der angeblich leicht und leiernd nachzuahmen sei, lief er damit ziemlich schnell ins Leere. War es Neid auf die junge, so-

gar in der DDR, trotz ihrer Unangepasstheit, erfolgreiche Kollegin? War es ein getarnter Misogynismus? Jedenfalls wurde der Sarah-Sound späterhin zum positiv besetzten ‚Markenzeichen‘. Und wer ihn einmal internalisiert hatte, blieb süchtig danach.

Als Sarah Kirsch 1976 im Westen angekommen war, blieb sie ihrer Schlichtheit treu, ließ sich offen und ohne sich je hinter ihr Dichter-Image zurückzuziehen, auf die vielen Fragen von Schülern ein, fast schonungslos von beiden Seiten. ²⁾ Liest man das nach, kommt man vom Schmunzeln ins Kopfschütteln über derart viel ungeschützte Offenheit, die kaum eine Distanz zu den ihr unbekanntem jungen Leuten brauchte – eine beachtliche Stärke. Eine Stärke, die sie zu einem wesentlich nüchterneren Blick auf die Vergangenheit im anderen Teil Deutschlands befähigte, einem, der zweifelsfrei richtiger war als der vieler anderer, zum Beispiel als der von *Frau Lupus* (wie sie Christa Wolf nannte), der sie befähigte, die Wahl in die Berliner Akademie der Künste noch 1992 abzulehnen. Sie beschönigte nichts.

Am 23. Mai erschien im Feuilleton der F.A.Z. Wulf Segebrechts Nachruf „Zum Tode der Lyrikerin und Büchnerpreisträgerin Sarah Kirsch“, der korrekt ist, auch ausführlich genug, um „die große Lyrikerin“ als solche zu würdigen. Er beginnt mit einem Beispiel der bockigen Aufrichtigkeit der jungen Dichterin auf DDR-konforme Fragen und erwähnt dann das oft übergangene abgeschlossene Biologie-Studium der 1935 im Harz geborenen Ingrid Bernstein und nicht nur ihre anschließenden Studien am Literaturinstitut Johannes R. Becher in Leipzig, ebenso ihre nur bis 1968 dauernde Ehe mit dem Dichterkollegen Rainer Kirsch. Sicher passt es auch, dass wieder einmal Sarah Kirschs zu Zeiten des getrennten Deutschlands besonders beachtetes kleines Gedicht zitiert wird, das zwischen Liebeslyrik und politischer Lyrik zu changieren scheint:

*Dieser Abend, Bettina, es ist
Alles beim alten. Immer
Sind wir allein, wenn wir den Königen schreiben
Denen des Herzens und jenen
Des Staats. Und noch
Erschrickt unser Herz
Wenn auf der anderen Seite des Hauses
Ein Wagen zu hören ist. ³⁾*

Dazu von Schülern befragt, antwortete Sarah Kirsch: *Dann war dieses Gedicht im ‚Spiegel‘ abgedruckt und es wurde so interpretiert, daß da mit dem Wagen auf der anderen Seite des Hauses ein Stasi-Auto gemeint sein könnte. Das ist sehr merkwürdig. Also ich hab beim Schreiben nicht daran gedacht. Aber es ist eine Situation eingetreten, wo ich auch in der Art und Weise auf ein Auto gehört hab und es auch so ein Auto gab. Gedichte verwandeln sich manchmal.“⁴⁾*

Aber wie kommt es, dass in diesem langen Artikel kein einziger Hinweis darauf enthalten ist, wie merkwürdig ruhig es um Sarah Kirsch wurde, nachdem sie einige Zeit im Westen gelebt hatte? Dass nirgendwo, auch in Iris Radischs Nachruf „Ich glaube an Bäume“ in der ZEIT vom 29.5. nicht, die Rede davon ist, wie sehr anfangs der „Ostbonus“ Sarah Kirsch half, berühmt zu werden? So sehr übrigens, dass so kurze wie gekonnte Gebilde

*Ein Bauer mit schleifendem Bein
Ging über das Kohlfeld, schwenkte den Hut
Als wäre er fröhlich.*

zuvor völlig überbewertet wurden, weil wer weiß was in sie hinein zu interpretieren 1977 Mode war? Seit Jahren aber, seit sie am norddeutschen *Weltrand* lebte, wurde sie doch, außer von Insidern, kaum noch wahrgenommen, trotz der Preise und vielen Auszeichnungen, die sie erhielt, oder irre ich mich? Hatte man sich nicht, da sie doch längst nicht mehr die Ausgereiste war, am Sarah-Sound satt gehört? War sie nicht altmodisch geworden? Hatte sie nicht selber einmal geäußert, die ihre sei *die Literatur einer Zeit*? ⁵⁾

So fehlt mir im F.A.Z.- Nachruf ein kleines Aufleuchten der alten heißen Begeisterung für die zaubrisch dichtende Landfrau Sarah Kirsch, sicherlich eine überholte Regung meines alten Herzens, dem es gefiel, dass eine deutsche Dichterin den Mut hatte zu sagen:

Mir macht es Spaß, so zu leben wie ein Gedicht. Und dass ein Kunstwerk nur *groß und schön und sonst was* sein könne, wenn es mit dem, der es schafft, so viel zu tun hat, *daß der auch daran kaputtgehen kann.*

Monika Lamers

1) Sarah Kirsch, Zaubersprüche. Langewiesche-Brandt, Ebenhausen, 1974.

* Monika Lamers, An den stillen Ufern des Königs, Bonn 2013.

2) Sarah Kirsch, Erklärung einiger Dinge ... Ein Gespräch mit Schülern ..., Ebenhausen, 1978, S. 12

3) Sarah Kirsch: Rückenwind, Gedicht Nr. 9, S. 27

4) Sarah Kirsch: Erklärung einiger Dinge ... Ein Gespräch mit Schülern ..., Ebenhausen, 1978, S. 12

5) a. a. O., S. 12

Adonis – der syrische Dichter und Intellektuelle zu Gast in Bonn

„Immer wieder wäscht der Unbekannte sein Gesicht / mit meinem Gebet / in den Quellen meines Lebens. / Neben zwei Sternen / über meinem Volk aufgehend / in meinem Herzen / versteckt die Welt ihr Wesen.“¹

So eines der programmatischen Gedichte des wohl bedeutendsten arabischen Dichters und Essayisten der Gegenwart, Adonis (bürgerlich Ali Ahmad Said). Schon seit längerem ist der in Syrien geborene, heute 83-Jährige im Gespräch für den Literaturnobelpreis. Hier in Deutschland bekam er bereits hohe Auszeichnungen, so 2001 die Goethe-Medaille, 2011 den Goethepreis der Stadt Frankfurt und jüngst, im Aril dieses Jahres, den Petrarca-Preis, der ihm am 22. Juni in München verliehen wird.

Im Rahmen des 7. Deutsch-Arabischen Lyriksalons hatte der deutsch-syrische Dichter Fouad El-Auwad den syrisch-libanesischen Intellektuellen nach Bonn ins Beethovenhaus eingeladen. Auf seiner Lesung am 5. Juni war auch das zitierte Gedicht zu hören, in dem sicherlich ein Bekenntnis des Lyrikers zu seinen Wurzeln, zu den „Quellen seines Lebens“ gesehen werden kann. Über seinem Volk, so fühlt es der Dichter in seinem Herzen, gehen zwei Sterne auf, die islamische Religion als solche, vollkommen frei von jeglicher Instrumentalisierung, und die vom Laizismus getragene demokratische Republik. Die tatsächlichen Verhältnisse in der arabischen Welt, in der sein Heimatland liegt, sehen jedoch anders aus. Adonis sprach in der an die Lesung anschließenden Diskussion davon, dass die arabischen Gesellschaften seit einigen Jahren zwar einen kleinen Stück nach vorn in Richtung Trennung von Religion und Staat gingen, aber immer wieder einen Schritt zurück machten hin zum religiösen Rechtsgelehrtenstaat. Sie blieben religiöse Gesellschaften, solange sie nicht „von Grund auf neu aufgebaut werden“, so der syrische Intellektuelle.

Das folgende Gedicht „Haus“ mit dem poetischen Bild der Gespenster im Haus bringt uns diese Sichtweise des Dichters sehr eingehend nahe:

„Die Geschichte der Gespenster in unserem Haus / ist immer noch präsent. / Wir erzählen sie immer wieder. / Die Gespenster schwirren herum um den Pflug und auf dem / Dreschfeld. / Vor unserem Haus der leuchtende Horizont, / in ihm träumten wir einst von unbekanntem Dingen. / Wir springen von einem Kosmos in den anderen. / Wir fliegen von einer Generation in die andere.“¹

Das klingt nach Resignation, doch die Schriftsteller in der arabischen Welt sollten sich nicht entmutigen lassen, so Adonis' Credo. Sie sollten unermüdlich ihre ureigene Aufgabe wahrnehmen, kreativ zu sein, gute Texte respektive Gedichte zu schreiben und Neues, Unerhörtes in der Kunst zu schaffen, dann, so der Lyriker, könnten sie auch nicht instrumentalisiert werden. Auf diesem Weg – und diese Feststellung war Adonis sehr wichtig – schreiben sie die Geschichte mit, unabhängig von der Politik.

Dennoch, sich ganz abseits der Politik in die Kunstwelt zu stellen, das liegt einem intellektuellen Dichter wie Adonis nicht. Auch zu seinem vielzitierten öffentlichen Ausspruch hinsichtlich des Bürgerkriegs in Syrien „Ich kann nicht an einer Revolution teilnehmen, die aus den Moscheen kommt“ und dem damit verbundenen Vorwurf der Widersprüchlichkeit, da er doch 1979 die Revolution im Iran unterstützt habe, nimmt er an diesem Abend in Bonn Stellung: er wollte damals den Sturz des Diktators und die Gründung einer Republik unterstützen, war aber dagegen, dass der Umsturz in einen religiösen Rechtsgelehrtenstaat mündete. Dass er das schon 1979 öffentlich erklärt habe, werde heutzutage nicht erwähnt.

Adonis geht es um eine grundlegendere Revolution, die nicht eine despotische Regierungsmacht durch eine andere ersetzt, sondern die, wie oben genannt, Staat und Religion trennt und insbesondere die Frauen, wie der Schriftsteller betonte, von den Gesetzen der Scharia befreit. Um

diesem Ziel näherzukommen, sieht er für seine poetischen Werke auch eine aufklärende Aufgabe: „Ich spreche mit meinen Gedichten diejenigen an, die die Revolution vorbereiten und durchführen“, so Adonis. Natürlich mache er sich damit Feinde in der arabischen Welt, von den Politikern Westeuropas dagegen erwarte er viel mehr Unterstützung, so seine klaren Worte am Lesungsabend.

„Ich reise nur / Von Traum zu Traum / Unsere Körper und ihre beiden Gesichter / Ein Lichtschwall und zwei Lieder / Ich reise nur, um Klarheit zu gewinnen / In unsren Körpern das Angesicht der Wahrheit / Traum und Wirklichkeit sind zwei-erlei Kinder: / Das eine ist Raum / Das andere Zeit“²

Gabriele Frings

¹ ins Deutsche übertragen von Fouad El-Auwad; auf der Lesung am 5.6.2013 wurden die Gedichte in deutscher Übersetzung vorgetragen von F. El-Auwad und der Autorin

² *Der Wald der Liebe in uns. Liebesgedichte* (Jung und Jung 2013)



Autoren, Übersetzer, Bildkünstler

György Ásvány 1925-2011. Ungarischer Künstler. 1943-1949 Budapester Kunsthochschule, Maler-Klasse von Bernhard Arel. Im ungarischen Volksaufstand 1956 Flucht nach Österreich. Schweden. 1971-90 Kunsterzieher am Gymnasium Mechernich/Eifel. Ausstellungen in Malmö, Kopenhagen, Brühl, Münster, Budapest.

Michael Johann Bauer *1979 in Schrobenhausen, Erzieher in Durlach. Lyrik und Prosa in Literaturzeitschriften.

Holger Benkel *1959 in Schönebeck, 1987-91 Studium am Literaturinstitut Leipzig, Georg-Kayser-Preis 1996. *weißelbrut*. Gedichte, Oschersleben 2009; *Gedanken, die um Ecken biegen*, Mülheim an der Ruhr (Edition Das Labor) 2013.

Ulrich Bergmann *1945 in Halle an der Saale. Lebt in Bonn. Im Dichtungsring seit 1991. VS-Mitglied. Herausgeber des Internetmagazins philotast.com. Beiträge für poetenladen.de, fixpoetry.com. *Doppelhimmel*, Roman, Bonn (Free PenVerlag) 2012.

Ulrich Helmut Blendinger 1946-2008. Geboren in Bremervörde. Kunstsammler (Horst Janssen), Zeichner.

Arthur Breinlinger *1943 in Minden. Studium in Bonn. 1967, 1970-73 Rezensent Bonner Lyrik-Lesungen. *Vom Raben Was* (Texte und Zeichnungen) 1969/70. Lyriker.

Pedro Calderón de la Barca 1600-1681. Lebte in Madrid. Größter Barockdichter Spaniens. Höhepunkt seines Schaffens ist das Versdrama *Das Leben ein Traum*.

Safiye Can *1977 in Offenbach. Studium der Philosophie, Psychoanalyse und Jura. Schriftstellerin, Übersetzerin, Mitarbeiterin der Horst-Bingel-Stiftung für Literatur. Mehrfache Preisträgerin, Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften.

Gabriele Frings *1966. Kunsthistorikerin. Unterrichtet Deutsch als Fremdsprache in Bonn. Im Dichtungsring seit 2012. Lyrik in Literaturzeitschriften, Anthologien und Internetmagazinen (fixpoetry.com).

Siegfried Fritzsche *1959, Landwirtschafts- und Sprachenstudium, arbeitet als Geometer und Waldorflehrer in Aalen.

Marjana Gaponenko *1981 in Odessa, Ukraine. Sie schreibt seit dem 16. Lebensjahr auf Deutsch. Aufenthalte in Krakau und Dublin. Lebt in Mainz. *Wer ist Martha?* Roman. Frankfurt am Main (Suhrkamp Verlag) 2012.

Rainer Maria Gassen *1946 in Koblenz. Schulen und Universitäten in England und Deutschland. Deutsch- und Englisch-Lehrer an Schulen in England, Deutschland und Indien. Im Dichtungsring 2006-2010. *Das Sonnengeflecht*. Sonette. Bonn (Free Pen Verlag) 2012.

Bernhard Hagemeyer *1939 in Bottrop. Dipl. rer. pol. War in Südamerika, Spanien, EU/Brüssel, Bonn/Berlin gesellschaftspolitisch beratend tätig. Lebt in Bonn.

Ines Hagemeyer *1938 in Berlin. Emigrationszeit in Montevideo, Uruguay. Lebt in Bonn. Sprachlehrerin, Übersetzerin. Seit 1984 im Dichtungsring. *aus dem Gefährt das dir Träume auflädt*, Ludwigsburg (Pop-Verlag) 2011

Herwig Haupt *1938 in Werdermühle/Niederschlesien. Lebt am Mittelrhein. Mitbegründer der Autorengruppe Brückenschreiber. *Wieder Lust auf ein Bier*. Kurzprosa für nachher, Ludwigsburg (Pop-Verlag) 2011.

Franz Hofner *1963 in Schrobenhausen. Lebt und arbeitet in Bonn. Lyrik, Kurzgeschichten, Kinderbücher, Drehbücher.

Jewgenij Jewtuschenko *1932 in Sibirien. Russischer Lyriker und Erzähler. Lebt in Moskau. Walt-Whitman-Preis 1999.

Christian Knieps *1980. Studierte Literatur und Volkswirtschaft in Bonn und Mainz. Im Dichtungsring seit 2013. Publiziert Prosa und Theaterstücke seit 2005.

Jürgen Kross *1937 in Hirschberg/Schlesien (Jelenia Góra). Buchhändler in Mainz. Lyriker. *Finsternisse*. Gedichte. Augsburg (Rauner Verlag) 2012.

Monika Lamers *1941 in Bonn. Lebt im Westerwald. VS-Mitglied. Im Dichtungsring seit 2012 (Gastherausgeberin 2008/09). *An den stillen Ufern des Königs*, Roman, Bonn (Free Pen Verlag) 2013.

Monika Lösing *1949. Kunstlehrerin in Bremerhaven.

Eva Mayer-Flügge, Geboren in Trutnov, Tschechien, aufgewachsen in Krefeld. Studium der Psychologie und Philosophie. Lebt in Bonn.

Harald Mettelsiefen *1948. Künstler der Roth-Händle-Edition Anfang der 80er Jahre.

Chris Müller von Baczko *1955. Juristin und Künstlerin in Bonn.

Barbara-Marie Mundt *1950 an der Bergstraße. Lebt in Portugal. Im Dichtungsring seit 2000. Lyrik, Kurzprosa, Romane, Kinderbuch. VS-Mitglied. *Neben der Spur*, Lyrik und Kurzprosa, Amazon (Create Space) 2013.

Siegfried Mundt *1940 in Wismar. Schiffbauer. Lebt in Portugal. Im Dichtungsring 2000-2011. Prosa-Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften.

Nicolas Nowack *1961. Lebt in Hamburg und Salzwedel. Optische Poesie.

Theodor Payk Psychiater und Psychotherapeut in leitenden klinischen und organisatorischen Positionen. Autor von Sach- und Fachbüchern. Im Dichtungsring seit 2012. *wortmeldungen*, Gedichte. Oldenburg (Schardt Verlag) 2013.

Antonio Porta 1934-1989. Italienischer Schriftsteller. Mitglied der berühmten „gruppo 63“ zusammen u. a. mit Umberto Eco. Strukturalist und Marxist. Verarbeitete in seinen Texten gern und auch frei mythologische Motive, zum Teil verrätselt.

Francisca Ricinski, Geboren in Tupilati, Rumänien. Lebt in Bonn. Journalistin, Redakteurin, Übersetzerin, Mitglied im VS und PEN. Im Dichtungsring seit 1999. Lyrik, Kurzprosa, Drehbücher, Kinderbücher, Theaterstücke, Essays, Interviews, Fotocollagen. *Zug ohne Räder*, lyrische Prosa (rumänisch und deutsch), Iasi 2008.

Nicola Quaß *1974 in Wetzlar. Lebt in Düsseldorf. Juristin. Lyrik-Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften.

Steffen Roye *1972 in Wolfen. Lebt in Dresden. Dresdner Autorengruppe TexTour. Fotografien. Veröffentlichungen in „Signum“, „entwürfe“, „Am Erker“ u. a.

Horst Saul *1931 in Hennef/Sieg. Lebt in Ahrweiler. Arzt. VS-Mitglied. Im Dichtungsring seit 2000. Lyrik und Kurzprosa in Literaturzeitschriften. *Wurzelherz, du*. Gedichte. Ludwigsburg (Pop Verlag) 2010.

André Schinkel *1972 in Eilenburg. Lebt in Halle/Saale als freier Schriftsteller, Lektor, leitender Redakteur der Literaturzeitschrift Sachsen-Anhalts Ort der Augen. Stipendien, Stadtschreiberstellen, Preise, zuletzt Walter-Bauer-Preis der Städte Merseburg und Leuna 2012. *In Sina Gumpert war ich jung verliebt*, Halle (mdv) 2012.

Helmut Schmelmer *1935 in Hamburg. Verlagsbuchhändler. Lebt in Remagen. Mitarbeit bei „Poesiealbum neu“ (2007, 2009, 2010, 2013) und „die horen“ (1987, 2002, 2007). *Als Ewigkeit war*. Gedichte. München (Ars-Edition) 1987.

Susanne Schmincke *1955 in Northeim. Zahnärztin in Koblenz. Schreibt Kurzprosa. Mitglied der Autorengruppe Brückenschreiber. Im Dichtungsring seit 2005.

Christina Schoch *1978, lebt in Koblenz. Sozialpädagogin, Schreibpädagogin/M.A. Biografisches und Kreatives Schreiben. Schreibt vorwiegend Kurzprosa.

Thomas Seeger *1963 in Freiburg. Aufgewachsen in Köln. Lebt in Utrecht, arbeitet in einer psychiatrischen Klinik. Schreibt seit 1993 Gedichte.

Milo Staben

Tobias Stenzel wohnt in Unna. Studierte Germanistik, Anglistik und Geschichte in Köln, Wien und Essen. Arbeitet zur Zeit an einer Dissertation.

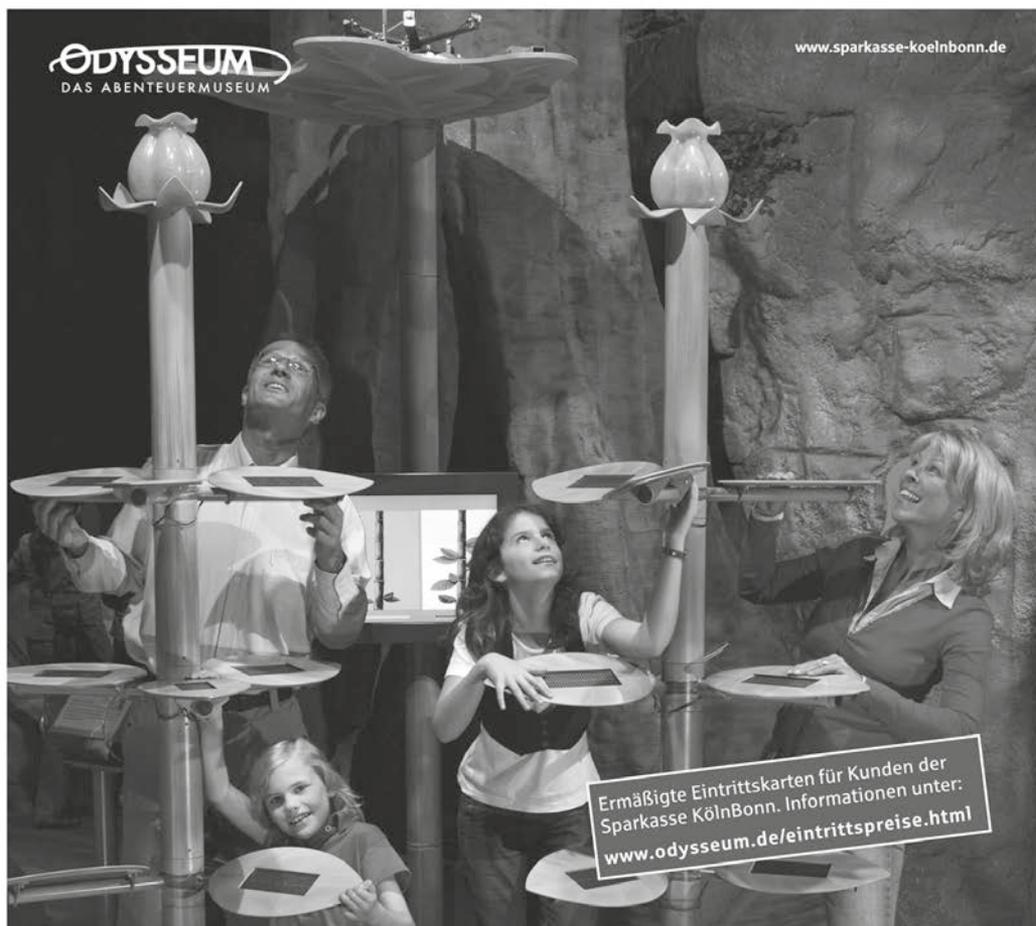
Ludwig Verbeek *1938 in Köln. Lebt in Bonn. Anglist und Germanist. Lehrer am Abendgymnasium bis 2003. Herausgeber der Kulturzeitschrift „Die Kribbe“ (1977-83). VS-Mitglied, Vorsitzender der Bonner Bezirksgruppe 1978-84. *Wort für Wort in Norm und Form*, Bonn (Free Pen Verlag) 2013.

Werner Weimar-Mazur *1955 in Weimar, aufgewachsen in Karlsruhe. Geologe. Lebt und arbeitet bei Freiburg. Mitglied im Literaturforum Südwest. *hautsterben*, Wien und St. Wolfgang (Edition Art Science: Lyrik der Gegenwart) 2012.

Gerd Willée *1946. Kommunikationswissenschaftler. Lebt in Bonn. Im Dichtungsring seit 1991.

eje winter *1941. Dichterin. Lebt in Bonn. Im Dichtungsring seit 1982. Literarische Veröffentlichungen im In- und Ausland. *versuch zum tode*. bericht über eine kaum erwartbare entwicklung, Ludwigsburg (Pop-Verlag) 2013.

Wir danken allen Förderern und
Inserenten des DICHTUNGSRING



Ermäßigte Eintrittskarten für Kunden der Sparkasse KölnBonn. Informationen unter: www.odysseum.de/eintrittspreise.html

Unser Odysseum.
Spannend für Groß und Klein.
Gut für Köln und Bonn.

 Sparkasse
KölnBonn

Im Odysseum erwartet die Besucher eine einzigartige Mitmach-Ausstellung. Hier lernen junge Gäste ebenso wie die Erwachsenen die spannende Seite von Naturwissenschaft und Technik kennen und stellen fest: Wissen und Spaß ergänzen sich bestens. Das Odysseum ist eine Initiative der Sparkasse KölnBonn, die damit einen weiteren wichtigen Beitrag für die Bildung vor Ort leistet. Denn Wissen schafft Chancen. **Sparkasse. Gut für Köln und Bonn.**



FREE PEN ■ VERLAG

Literatur+

Wissenschaft

www.freepenverlag.de

PARK

P

A

BUCH

Barbara Ter-Nedden

Koblenzer Str. 57

53173 Bonn-Bad Godesberg

www.parkbuchhandlung.de

**PARK
BUCH
HAND
LUNG**

B

U

LUNG

H

A

N

D

L

U

N

G

GEOLUX

Edelsteine und Mineralien



Aus der faszinierenden Welt der schönen Steine finden Sie bei uns:

Kristalle Drusen Trommelsteine Fossilien
Edle Steine in Silber: Anhänger Ringe Ohrschmuck
Ketten aus eigener Kollektion

Öffnungszeiten:

Di – Fr 11:00 – 19:00 Uhr

Sa: 11:00 – 16:00 Uhr

GEOLUX
Edelsteine & Mineralien

Inh. Cornelia Gertz
Thomas Mann Str. 56
53111 Bonn

☎ 0228 – 90 871 90



Ich freue mich auf Ihren Besuch!



LA CREOLE

Mode für
Individualistinnen

Mode

individuell
naturbewusst
langlebig

aus Leinen, Seide,
Baumwolle, Wolle

Schmuck Accessoires

LA CREOLE

in unmittelbarer Nähe des Beethoven-Hauses

Friedrichstr. 38 • 53111 Bonn • Tel. 0228 • 63 46 65
www.lacreole.de

Zessibong

Accessoires & Geschenke

Bonngasse 16 - 53111 Bonn

0228 - 98 14 52



Mo-Fr 10 - 19 - Sa 10 - 18
www.zessibong.de



Die Eule - das Restaurant mit Ambiente am Moltkeplatz
Oststraße 1, 53173 Bonn Bad Godesberg

Unsere Öffnungszeiten:

Mo.-Sa. ab 17:00 Uhr
warme Küche bis 23:00 Uhr
Sonntag Ruhetag



Reservierungen:

Telefon: 02 28 - 92 39 3000
E-Mail: info@eule-bonn.de

Im Internet zu besichtigen unter:

www.eule-bonn.de

Inhaber: Wolfgang Tonscheck



R I S T O R A N T E

PIZZA CASA

Schultheißgasse 6 • 53177 Bad Godesberg
☎ 0228 / 36 36 75

Mo. – Fr.: 11.30 – 15.00, 17.30 – 23.30
(Küche bis 23.00)

Sa., So. & Feiertage: 11.30 – 23.30
(durchgehend warme Küche)

Liefer- und Mitnahmeservice
Lieferzeiten: von 18.00 – 22.30



Wechselnde Ausstellungen von Künstlern aus der Region

„Wie bitte?“ war gestern!

BECKER
HÖR AKUSTIK

www.beckerhoerakustik.de

Kommen Sie zum Spezialisten für gutes Hören in Koblenz • Andernach • Bad Ems • Bendorf • Bernkastel-Kues • Bingen • Bonn-Bad Godesberg • Lahnstein • Linz • Mayen • Mendig • Montabaur • Nastätten • Neuwied • Oberwesel • Polch • Puderbach • Simmern • Zell • Inhabergeführtes Familienunternehmen, nach internationalen Qualitätsstandards zertifiziert.

Foto: hear the world, Phonak



Hear the world
an initiative by PHONAK

Dr. med. Bidjan Massoudy



diabetes bonn bad godesberg
diabetes schwerpunktpraxis



Praxis für Allgemeinmedizin

- Hausbesuche, Abendsprechstunde -

Diabetes Schwerpunktpraxis

Diabetes

Fußambulanz



Arbeitsmedizin

Bodenstaffstr. 12 • 53179 Bonn

Tel.: 0228 - 344 967 • Fax: 0228 - 344 994

b.massoudy@t-online.de

Allee-Apotheke

Cornelia Grigutsch

Baumschulallee 1

53115 Bonn

0228 - 63 77 61



Ihre Apotheke im Schnittpunkt zweier Alleen

Nicht nur der Blick aus unserem
Wartezimmer beruhigt ...



Dr. Ilona Keller
Zahnärztin
Am Hofgarten 1
53113 Bonn
0228 - 218557

**AMBULANTE KRANKEN-
UND ALTENPFLEGE**



BERG GmbH



**Ihr Kompetenzstützpunkt
für individuelle Pflege
und Beratung in
Bad Godesberg & Wachtberg
Vertragspartner der Kranken- und Pflegekassen**

☎ 02 28 / 9 43 19 70

www.pflegedienst-bonn.de

E-Mail: infopflegedienst-bonn@web.de

Mainzer Straße 112 · Bad Godesberg-Mehlem



**Das Wohn-Portal für
Senioren aus der Umgebung**

Ernst Berg
WG - Koordinator

 0228 / 97 46 35 57

Mainzer Str. 114
53179 Bonn

info@SeniorenWG-Gold.de
www.SeniorenWG-Gold.de

**„Willst du mit
mir wohnen?“**

